

Ostdeutsche Monatshefte



7/uhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 6

Soeben erschienen:

Ina Seidel Das Labyrinth

Ein Lebenslauf aus
dem 18. Jahrhundert

br. M. 100.—, geb. M. 150.—

Ein Buch nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart, biographische Wirklichkeit und deutende Dichtung zugleich. Denn in dem Lebensroman des bekannten Weltreisenden und Forschers Georg Forster (den es gestaltet) zeichnet es nicht nur die farbig bewegte Oberfläche dieses Lebens, sondern auch die dunkel durchscheinende Schicksalslinie aus frühester Kindheit her und das verhaltene Geheiß im Verhängnis des Einzelnen wie der Völker. Ueberraschend aber berührt uns in zahlreichen scharfgezeichneten Zeitporträts wie im ganzen lebendigen Zeitbild eine tiefe Verwandtschaft mit unserer eigenen, ebenso bis zum Grund erschütterten und dunkel ein Neues suchenden Gegenwart.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

JEDER Volkswirt, Jurist, Politiker
JEDER Industrielle und Kaufmann
JEDER leitende Beamte und Angestellte

Jeder, der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das 14 täglich erscheinende, für den aktuellen Gebrauch, wie als Nachschlagewerk noch nach Jahren gleich wertvolle u. unentbehrliche

„Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft“

Über die ganze Welt verbreitet!

Vorzügliches Anzeigenorgan!

„Europäisches Wirtschafts-Adreßbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren
Geschäftsstellen oder unmittelbar bei der

Verlagsanstalt München, G. m. b. H.,
München, Ludwigstrasse 17 a/II

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeld, Vorstand und Leiter.

..... Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemälbegalerie u. Museen.

Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
Großer Garten und Terrassenaal an der Elbe.
Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Ostseebad
der Stadt Danzig

BRÖSEN

Ostseebad
der Stadt Danzig

Kurhaus und Strandhalle

Inhaber Paul Ibold

die gegebene Gaststätte für Ausflügler und Erholungsuchende

Ostseebad Zoppot b. Danzig

Herrlicher Strand. Bergiger Hochwald. Erstklassige Seebadeanstalten. Warmbad mit sämtlichen medizinischen Bädern. Reichhaltiges Unterhaltungsprogramm. Täglich Künstlerkonzerte im Kurgarten. Kasino mit Roulette- und Baccaraspiel. Stadttheater. Kabarett, Bälle. Waldoperaufführungen: „Siegfried“ 1., 3., 6., u. 8. August. Wohnungen reichlich vorhanden. Die Badekommission.

Daheim-Möbel

Langfuhr,
Hauptstr. 17
früh. „E. d. W.“

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

September 1922

Nr. 6

Eine vorbildliche Stätte deutscher Kultur im Osten

Von Ulrich Balzer

Wer hat nicht schon die Karren in der Nähe der Berliner Universität gesehen, auf denen Buchhändler ihre Waren zum Verkauf auslegt haben? Oder wer kennt sie etwa als ein

dern zu genießen. In Deutschland mußte dieses Ideal von Buchhandlung in den meisten Fällen am Klima scheitern. Und infolgedessen sind wir auf jene Buchläden angewiesen, wo man in kür-



Entw.: Prof. F. Laubs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.
Verkaufsraum im Erdgeschoß. Linke Seite mit Personenaufzug

beinahe notwendiges Requisite französischer Boulevards oder italienischer Plätze? Ein jeder Bücherliebhaber trat mit Vergnügen an einen solchen Karren heran. Denn er wurde nicht wie in einer Buchhandlung von einem sofort hinzuspringenden dienstbeflissenen Geiste belästigt, sondern konnte mit Muße und Ruhe seine Wünsche selbst erfüllen. Doch diese Bequemlichkeit war in vollen Zügen nur in südlichen Län-

der Zeit und in drangvoll-fürchterlicher Enge im Augenblick von fünf Minuten sich für den Ankauf eines Buches entscheiden muß. Ein derartiger Handel ist immer irgendwie ungemütlich. Es ist daher erfreulich, daß buchhändlerische Kreise das Unzulängliche bisheriger Einrichtungen eingesehen haben, und daß man vielfach willens ist, den Buchhandel, die Vermittlung literarischer Erzeugnisse, zu reformieren. Ein



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photograph: M. Kibby
Verkaufsraum im Erdgeschoß. Rechte Seite

vorbildliches Reformwerk in dieser Richtung hat die Buchhandlung von Gräfe und Unzer in Königsberg in Preußen geleistet.

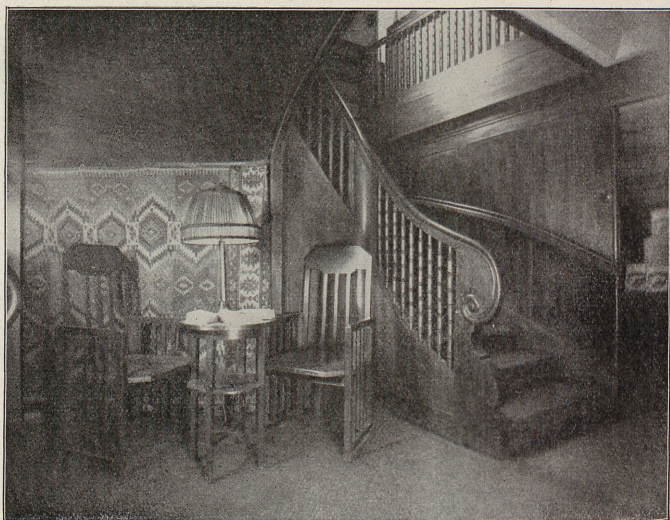
Wie alle Reformationen ist auch diese Reformation nicht aus dem Nichts urplötzlich emporgewachsen, sondern der Boden war schon vorbereitet. Die Königsberger Buchhandlung kann mit dem 20. Juli

auf ein zweihundert-jähriges Bestehen zurückblicken. Zwei

Jahre vor der Geburt Kants erteilte Friedrich Wilhelm I., der Preußenkönig, dem am wenigsten Interesse für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt wird, dem Christof Johann Eckardt eine Urkunde, die ihn zur Eröffnung einer Buchhandlung berechnete. Das Privileg bietet viel des kulturhistorisch Interessanten und Wichtigen. Ein Satz des königlichen Schreibens lautet: „Woben Er denn auch

aller derjenigen Privilegien, Freiheiten und immunitäten, welche anderen dergleichen Buchhändlern Königsbergs zustehen, sich ebenfalls zu erfreuen haben, undt von unserer Preußischen Regierung, wie auch Rectore et Senatu Academico daselbst, soviel an ihnen ist, jedesmal gebührendt dabei geschützt werden soll.“ Dann folgt eine ziemlich scharfe landesherrliche Vermaahnung, keine gottlosen, skandalösen und ärgerlichen Bücher und Bilder feilzubieten. Mit diesem Privileg, aus dem mit

Recht schon die Zeit der Aufklärung, des heraufdämmernden Rationalismus erkannt werden kann, hatte die Geburtsstunde der heute ihr Jubiläum feiernden Buchhandlung geschlagen. Ihr Aufstieg ist kein leichter gewesen. Das Eckardtsche Unternehmen hat, viele Schicksals-



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photograph: M. Kibby
Treppe im Zwischenstock

schläge zu erleiden gehabt. Die schweren Zeiten, welche die Provinz Ostpreußen durchzumachen hatte, besonders die Besetzung durch die Russen während des siebenjährigen Krieges, sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Oftmals hat es den Besitzer gewechselt. Schon zu Lebzeiten des Begründers stand die bekannte Königsberger Buchdruckerfamilie Hartung in Beziehungen zu ihm. 1799 ging die Buchhandlung in den Besitz der Firma Göbbels & Unzer über, um schließlich nach der Aufnahme des Schwiegersohnes von Unzer den Namen Gräfe & Unzer zu führen. Die an Erfolgen, aber auch an Krisen reiche Geschichte des Hauses interessiert den Königsberger Lokalhistoriker in außerordentlichem Maße, bedeutet sie doch ein Spiegelbild der kulturhistorischen Entwicklung der ostpreussischen Hauptstadt und Residenzstadt. Für den gewöhnlichen

Sterblichen, den Zeitgenossen schlechthin, genügt die Feststellung, daß die Buchhandlung, die in der Vergangenheit sich unvergängliche Dienste um das Geistesleben der Ostmark erworben hat, auch heute noch als ein rocher de bronze im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben der östlichen Großstadt Deutschlands steht.

Es bedarf nur der Andeutung, daß in der Hauptsache die geistigen Grundmauern der Buchhandlung vorzüglich sein mußten, wenn Gräfe und Unzer sich durch zwei Jahrhunderte hin-

durch in aufsteigender Linie entwickeln konnten. Der Begründer Eckardt war ein Buchhändler, der in Leipzig seine Erfahrungen gesammelt hatte und der von den Erfolgen auch der Konkurrenz seiner Zeit zu lernen verstand. Aus der Kanterischen Buchhandlung, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Königsberg in Blüte stand, übernahm er maßgebende Prinzipien. Einmal

wurde in geeigneter und ausgiebiger Weise die Beziehung zur Universität gepflegt. Doch das Wichtigere war der Gedanke, nicht so sehr eine gewöhnliche Handelsstätte für Bücher zu errichten, sondern dem Käufer beim Bucherwerb volle Freiheit zu lassen, ihm in den Räumen der Buchhandlung eine angenehme Aufenthaltstätte zu bereiten. Dieser Gedanke nun, der unserer materiell und handwerklich veranlagten Zeit so gar nicht zu liegen scheint, ist in neuester

Zeit von den jetzigen Geschäftsinhabern wieder aufgenommen und in nahezu vollkommener Weise gelöst worden. Wer die heutigen Geschäftsräume der alten Buchhandlung betritt, glaubt nicht in einen kaufmännischen Betrieb zu kommen. Es sieht eher so aus, als ob man bei einem Gelehrten oder Sammler zu Gäste wäre. Weite saalartige Zimmer, die zwar ihren Charakter durch Bücherregale erhalten, die aber nicht wie so oft, in Buchhandlungen den Eindruck eines Lagerraums hervorrufen. Nur ein Künst-



Entw.:
Prof. F. Laßbe

Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.
Treppenhals im I. Stock

Photogr.:
M. Kieß



Entw.: Prof. F. Zahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Bücherwand mit Auslagen im I. Stock

ler konnte den Raum in dieser Weise meistern. Denn es ist eine schwierige Aufgabe, in einem alten Geschäftshaus einen allen Anforderungen genügenden Einbau vorzunehmen. Gräfe und Unzer hatte deshalb zu dieser Aufgabe einen der ersten Architekten Ostpreußens, den Professor an der staatlichen Kunstakademie Zahrs, be-
rufen. Mit Kraft und Zielsicherheit ist der Künstler an das Problem herangetreten und ihm ist ein ausgezeichnetes Werk gelungen. Ein Werk, das bisher leider nicht in dem Maße, wie man hätte annehmen können und wünschen mögen, Nachahmung gefunden hat. Eine eigene Atmosphäre umgibt den Besucher. Die Einheit in der Raumgestaltung be-
zwingt ihn. Nirgends sind die häßlichen Kadentische zu sehen. Sondern unter weiser Ausnutzung des vorhandenen Platzes sind sämtliche Bücher in Regalen untergebracht oder auf Auslagen so-

fort greifbar. Die verschiedenen Zwischenwände sind herausgebrochen und so kann das Tageslicht selbst bis in die entferntesten Winkel und Ecken dringen. Wer alte Bibliotheken kennt, weiß, wie sehr sie an mangelhafter Lichtzufuhr kranken. Davon ist in der Königsberger Buchhandlung nichts zu merken. Bei den Durchbrechungen sind starke massive Pfeiler stehen geblieben. Reiz-



Entw.: Prof. F. Zahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photograph.: M. Ribb Lesetisch im I. Stock

volle Ueberschneidungen kommen dadurch zustande und lassen den Gedanken an Monotonie nicht aufkommen. Die Buchhandlung erstreckt sich durch zwei Stockwerke hindurch. Im unteren befindet sich die Abteilung für Belletristik, während das obere der wissenschaftlichen Literatur zugewiesen ist.

Noch intimer, stiller, ja man könnte sagen feierlicher, als die Räume für die Lesebedürfnisse des großen Publikums sind die der wissenschaftlichen Literatur. Hier wird im modernen Sinne das Ideal angestrebt und erreicht, das dem oben schon erwähnten Königsberger Buchhändler Kanter vor anderthalb Jahrhunderten vorschwebte hatte.

Vormittags während des Universitätsbetriebes, aber auch in den späten Nachmittagsstunden, kann man eine bedeutende Anzahl der bekanntesten Königsberger

Gelehrten und Künstler sehen. Unbehindert gehen sie von Auslage zu Auslage, um sich über die neuesten Erscheinungen zu orientieren, nehmen dann höchst ungeniert dies oder jenes Buch, das ihnen wichtig erscheint, machen es sich an den großen weiten Tischen in behaglichen Lehnstühlen bequem und vertiefen sich in ihre Lektüre. Hier erinnert in der Tat nichts mehr daran, daß man sich an einer Verkaufsstelle befindet. Eine vorbildliche Kulturstätte ist hier geschaffen. Es kann mit Freuden an diesem Beispiel kon-

statiiert werden, daß sich der Verkehr zwischen Gelehrtem und Kaufmann durchaus nicht nur auf kaufmännischer oder gar händlerischer Basis zu vollziehen braucht. Vielmehr er nimmt gesellschaftlichen Charakter an. Diese guten und sympathischen Beziehungen zwischen Publikum und Buchhändler werden noch enger geknüpft durch eine eigenartige Leihbibliothek. Es han-

delt sich hier nicht um eine Einrichtung, wie sie auch an anderen Stätten vielfach vorkommt. Sondern diese Leihbibliothek soll in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienen. Jeweils das Neueste an populärwissenschaftlicher Literatur kann entliehen werden; leichte Romane und Unterhaltungslektüre sind dagegen ausgeschlossen. In liberalster Weise ist es daher möglich, gerade den wirtschaftlich Schwächsten Wertvolles zur Verfügung zu stellen. Unmö-



Entw.: Prof. F. Laßbe Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photograph: M. Riby
Durchblick zur Leihbücherei

glich, darauf hinzuweisen, wie kulturfördernd eine derartige Einrichtung in der vom Reich abgeschlossenen Provinz Ostpreußen wirken muß, wie eine solche Bibliothek ergänzend neben staatliche und städtische Institute treten wird.

Im Rahmen der architektonischen Raumgestaltung des Buchladens haben plastischer Schmuck und kunstgewerbliche Arbeiten Verwendung gefunden. Eine Uhr, die der Lehrer an der staatlichen Kunst- und Gewerkschule zu Königsberg Brachert angefertigt hat, verdient Erwähnung. Gewisser-

maßen als Wahrzeichen und als Schutzheilige der neuen Räume der alten Buchhandlung ist in der unteren Abteilung eine Nachbildung der Figur der Markgräfin Geka aus dem Westchor des Naumburger Doms angebracht. Die vornehme Frau und Fürstin blättert nachdenklich in einem aufgeschlagenen Buch. Es ist ein glücklicher Gedanke, gerade diese Plastik als Schutzheilige für eine Buchhandlung zu wählen. Wie die wissenschaftlich und künstlerisch interessierte Fürstin geistig über ihre Standesgenossen in

Naumburg hervorragt, so will und soll eine gute Buchhandlung mehr sein als eine bloße Verkaufsstätte von Büchern, als eine Zwischenhandelsstelle zwischen dem Verleger und dem Käufer. Sie soll ein Anreger und Vermittler auf geistigem Gebiete werden.

Diese Aufgabe lag in der Geschichte der Buchhandlung von Gräfe und Unzer begründet und ist in den jetzigen Räumen gelöst worden. Damit ist eine vorbildliche Stätte deutscher Kultur im Osten geschaffen worden.

Gespensische Erinnerung

Ich lief, ein Kind, in einen hohen Saal. — Graugelb, wie Glatteis, dehnte das Parkett sich, matt spiegelnd, unter blutigroten Wänden. Drei Fenster reckten stumm und schmal sich auf, tiefschmarze Draperien sanken davor nieder und troffen Sinsternis aus starren Falten. — Im kühlen dichten Dämmerlichte schwebten hoch zwei riesengroße Leuchter . . . kerzenlos . . . in staubiggrauen Flor gehüllt. — Wie große, stumme Tiere.

Es hingen Ahnenbilder an der roten Wand, in Gold gerahmt, verdunkelt und geheimnisvoll. Ein mattes Schimmern da und dort, von Geisterhänden in wunderliches Grau geschleiert. — Erkennbar kaum: das steife Spitzenwerk von breiten Kragen und Manschetten, das Glimmern bunter Bänder, harter Edelsteine. — Ein Mädchenlächeln dort — ein starres Träumen da —

Und dann:

Durch einen schmalen Spalt der einen Draperie stach grell und scharf ein Lichtguß in die Dämmerung und traf ein Bild, das an der roten Wand hing. — Jäh erschauernd sah ich: Rissig, gelb und welk das Antlitz eines Mannes, — schwarz gerahmt vom wirren Bart. — Zwei Augen, ganz unsagbar hart —

und drohend wie die Mündungen von stählernen Pistolenläufen, — die starteten höhnisch und voll Haß dem goldenen Licht entgegen . . .

Geheimnisvoll war dieses Zwiegespräch des goldenheißen Lichtes und der schwarzen Augen — und voll von Grauen . . .

In bangem Schweigen stand das Kind im hohen Saal

und spürte: Ein Zeichen gab das Leben ihm! — In unseres Lebens Dämmer flammt Goldguß jähren Glücks; doch finster, ungläubig starrt die Not des Herzens ihm entgegen . . .

Waltherr Mittasch

Albert Dults Briefwechsel mit Paul Hense (1860—1882)

Von Dr. Ernst Rose

Im Gedächtnis der Nachwelt hat Albert Dulk ein merkwürdiges Schicksal gehabt. An seinem 100. Geburtstag erinnerten sich selbst Zeitungen befreundeter Richtungen kaum des entschiedenen Vorkämpfers sozialistischer und freireligiöser Ideen. Aber im folgenden Jahre, 1920, benannte man in seinem letzten Wohnort Untertürkheim bei Stuttgart eine Straße nach ihm; 1921 erschien im Märzheft der „Ostdeutschen Monatshefte“ der warmherzige Artikel Paul Friedrichs „Vom Leben und Dichten des Königsberger Dichters Albert Dulk“; und im folgenden Jahre konnte ich selbst meine Dissertation über „Albert Dulk als Dramatiker“ abschließen, die gleich-

falls auf die Literaturgeschichtliche Bedeutung des unverdientermaßen totgeschwiegenen Sonderlings aufmerksam zu machen versucht.

Bei meiner Arbeit zog ich nicht nur die zahlreichen Zeitschriftenaufsätze des Dichters heran, die noch nie für seine Charakteristik Verwendung gefunden hatten; auch zeitgenössische Beurteilungen halfen mir bei der Analyse seiner Dramen; und schließlich gelang es mir noch, bis zu seinem Briefwechsel mit Eduard Devrient, Robert Schweißel, Friedrich Stolze u. a., seiner Selbstbiographie vom Jahre 1882 und seinem reichhaltigen literarischen Nachlaß vorzudringen. Besonders aufschlußreich dürfte für die weitere

Oeffentlichkeit der Briefverkehr Dulks mit Paul Henje sein, über den ich hier, dank der gütigen Genehmigung der beiderseitigen Erben, zum ersten Male berichten darf.

Der erhaltene Teil des Briefwechsels (er umfaßt 31 Briefe und Karten) beginnt mit einem Briefe Paul Henses vom 15. August 1860. Danach hatten sich die beiden Dichter schon früher kennen gelernt; Dulk war mit dem berühmten Novellisten in briefliche Beziehungen getreten und hatte ihm seine bis dahin erschienenen Tragödien („Orla“, „Lea“, „Simjon“) bereits „erneut“ geschenkt.

Henje verwandte sich auch schon eifrig, freilich mit schwankendem Erfolge, bei dem bekannten Schauspielers Dahn (dem Vater des Dichters des „Kampfs um Rom“) für eine Aufführung des „Simjon“, der ja ohne Zweifel das bühnenfähigste Stück Dulks

darstellt. Er selbst plagte sich mit „einem widerpenstigen Schauspiel“ herum, dem „Ludwig der Bayer“. Doch gelüstete es den Münchener Dichter nach noch näherer Bekanntschaft, und er drückt diesen Wunsch ganz offen Dulk gegenüber aus: „Von Ihren reichen Schicksalen, die mancher gern vor sich her zu tragen hätte, habe ich hinter Ihrem Rücken dies und jenes vernommen, was mich sehr lockt, Ihr Vertrauen zu verdienen. Ich sage dies offen, da Sie mich sicher keiner gemüthlosen Neugier zeihen. Aber wenn ich Ihr

Gedicht wieder ansehe und die Lebensschicksale des Dichters im stillen dagegen halte, ist der Wunsch wohl verzeihlich, tiefer zu erkennen, wie ein so umhergeschleudertes Leben so streng sich zu sammeln und so ruhig ausgereifte Früchte zu tragen vermochte“. Der hierauf folgende Brief Dulks vom 13. September 1860 trägt diesem Wunsche Henses nicht Rechnung; es ist nur kurz

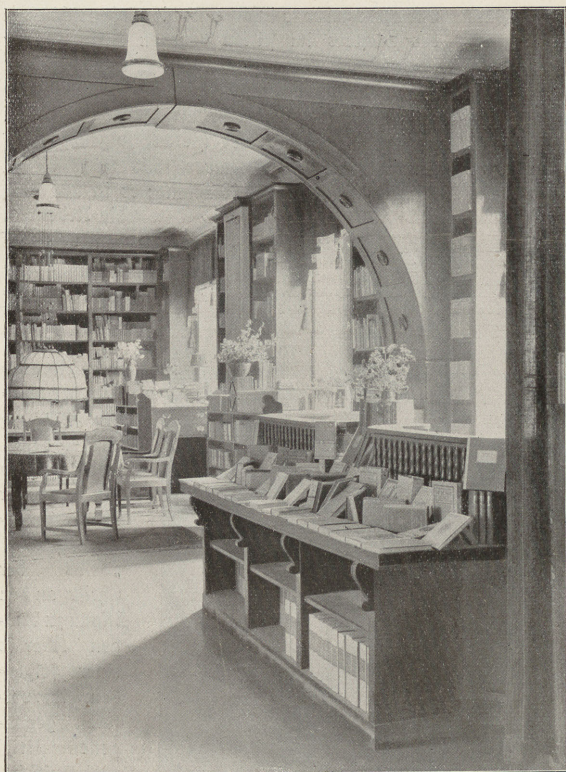
die Rede von den vergeblichen Versuchen, den damals noch handschriftlichen „Konrad II.“, der nachher gänzlich umgearbeitet worden ist, und den schon seit 1855 abgeschlossenen

„Jesus der Christ“ an den Mann zu bringen. Aber in einem folgenden, leider verloren gegangenen Brief muß Dulk sich ausführlich über seine Schicksale ausgesprochen haben. Denn Henje schreibt ihm am 8. November desselben Jahres: „Nur meine unstäte, unheimliche La-



Entw.: Prof. F. Lohr Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photograph: M. Klob
Pfeiler-Auslagen im Erdgeschosß

ge, im Herbst ewig unwohl, fern von den Meinigen, trägt die Schuld, daß ich mit dem Dank für Ihren unschätzbaren, reichen, guten und schönen Brief so lange gezögert habe. Denn glauben Sie es nur, mein teurer Freund, daß ich die ganze Summe dessen, was dieser Brief mir bietet, schon im Lesen klar überschaute und seither oft genug wie einen unverhofften Schatz mit verstohlener Freude wieder betrachtet habe. Da haben Sie meine Hand, die sich der Ihren gern mit festem und herzlichem Druck bemächtigen



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.
I. Stock, Fensterseite

Photogr.:
M. Ribb

Devrient hatte Dulk das Stück bereits nach dessen Wünschen umgearbeitet — kam es zu einer Aufführung; ein merkwürdiges Mißgeschick des noch im vorigen Jahre von Paul Friedrich als so durchaus bühnenfähig verteidigten Stückes! Für den „Konrad II.“ dagegen konnte sich Henje nicht einsehen, und Kenner dieses ebenso ideenreichen wie formlosen Stückes werden es verstehen, wenn der Münchner Dichter am 2. April 1868 schreibt, er habe alle 14 Notthelfer angefleht, Dulk's Sinn zu erleuchten, „damit eine so hochherzliche Kraft, wie sie in diesem Werke ströht und sprüht, soviel Lebenstiefe, Heiterkeit, Liebesfülle, Erkenntnis des Guten und Bösen dem alleinseligmachenden Dienste des leibhaftigen Theaters dienstbar gemacht werde“. „Sie haben sich Ihr Ziel in einer Zukunft gesteckt, von der wir beide nichts mehr erleben werden; Sie arbeiten für eine Bühne, für ein Volk, die erst kommen sollen. Ich verstehe das von jedem geistigen Arbeiter, aber nicht vom Dramatiker, dem das hic Rhodus, hic salta von Vergangenheit und Gegenwart beständig zugerufen wird und der

und sie für ein Stück Leben festhalten möchte.“ „Ich sehe klar, wie gut es das Geschick mit mir vorhatte, als es mir Ihre offene und herzhaftes Mannesfreundschaft zuwandte.“ Und nun dankt Henje dem Freunde für sein klares Urtheil über seine „Eschengrafen“, verwahrt sich aber entschieden gegen den Vorwurf, der Kreis dieses Stückes sei zu eng gezogen. Denn: „Das Nächste zunächst und ganz tun — und für das Weitere den lieben Gott sorgen lassen — wäre diese Weisheit unbestrittener, es stünde besser um unser deutsches Theater.“ Ein Rat, der dem kraftstrotzenden Königsberger nur allzu nötig war.

Damit war der Briefwechsel der beiden Dichter eröffnet. Des „Simson“ nahm sich Henje auch weiterhin an; aber die Lust war tatsächlich der Tragödie nicht günstig, wie er schreibt. Weder in München noch in Mannheim, wo Ausstattungsschwierigkeiten sich entgegenstellten, weder in Stuttgart, wo der König persönliche Bedenken hatte, noch in Karlsruhe — und für

wie jeder andere Thronprätendent mit dem legitimen Recht in der Tasche übel daran ist, wenn er dasselbe nicht durch eine wirkliche Krönung legitimiert. Bester Freund, wenn ich Sie hier hätte, — trotz der oben gebeichteten Erkenntnis, daß es umsonst sein würde, müßten Sie meiner Predigt über diesen Text eine Weile still halten. Dieser Wehelo, dieser Gebhard, dieser Aribo, diese Agnes — warum sollen ihre großen Schatten zwischen die Blätter Ihres Buches gebannt bleiben? Bloß weil Sie ein so schweres Gepäck von Historie nachschleppen, für das der süße Pöbel allerdings blutwenig Interesse hat? Und noch ein Geständnis (unter drei Augen, denn eins müssen Sie zudrücken), auch ich nicht. Aber da kommen wir gleich wieder an die Grenzen unserer Natur. Ich nehme das Wort „Erfolg“, das Sie mir achselzuckend hinwerfen, mit freier Stirn auf. Jawohl Erfolg und abermals und zum dritten Male Erfolg!“

Langsam schweig seit diesem dramatischen

Glaubensbekenntnis Henjes der Briefverkehr zwischen den beiden Dichtern; wenigstens deutet in den folgenden Briefen nichts auf verloren gegangene Zwischenstücke hin. Es ging nunmehr um die „Willa“, die Dulk durch Henjes Vermittlung noch vor der Drucklegung der Münchner Hofbühne eingereicht hatte. Possart beurteilte sie sehr günstig, verlangte aber einige Abänderungen. Auch Henje hielt mit seinem Beifall nicht zurück, wiewohl er meinte, es sei noch zu viel historischer und theatralisch unwirksamer Apparat um die Handlung. Dulk war über dieses Urteil verwundert, da er glaubte, „kein Wort, das nicht von innen heraus . . . notwendig war, geschrieben oder stehen gelassen zu haben“; aber da Possart ihm, freilich erst in Jahresfrist, die Annahme in Aussicht stellte, so war er zu einer szenischen Umarbeitung doch gern bereit; auch Henje gab ihm dazu eingehende Ratschläge. Aber trotzdem wollte die Angelegenheit nicht recht von der Stelle gehen; Possart verzögerte die Rücksendung des Manuskriptes, und inzwischen hatte Seodora Wehl zu einer Umarbeitung für Stuttgart aufgefordert, die Dulk viel mehr lag und denn auch tatsächlich zur Ausführung kam; in der städtischen Ausgabe der „Sämtlichen Dramen“ (1893–94) ist der Text der „Willa“ nach dieser Umarbeitung für Stuttgart wiedergegeben. An und für sich freilich machten solche Umänderungen Dulk nur selten eine reine Freude; gleich in demselben Briefe, in dem er Henje Wehls Abänderungsvorschläge mitteilt, schimpft er ziemlich bitter über die Ueberarbeitung des von Albert komponierten „König Enzo“, bei der er sich widerwillig dem Komponisten fügen mußte; doch errang auch der neue „Enzio von Hohenstaufen“ keinen sicheren Platz auf der Bühne und verschwand nach einigen Aufführungen für immer von den weltbedeutenden Brettern. Die „Willa“ kam ihnen sogar nicht einmal zeitweise nahe; denn inzwischen war Hedbergs Stück „Die Hochzeit von Ulfasa“, das Dulk zu seiner Schöpfung angeregt hatte, ins Deutsche überetzt worden,

und das — übrigens viel weniger dramatische — Urbild stand seinem deutschen Gegenstück im Wege.

Des weiteren nimmt der Briefwechsel nach 1870 Schöpfungen Henjes zum Gegenstande der Unterhaltung; freilich hindern den Novellisten nunmehr sehr häufig die bösen Nerven, sich so ausführlich zu äußern, wie er gern möchte. Auch Dulk, der nach dem Kriege durch mißglückte Spekulationen in Eisenbahnaktien in eine sehr schlechte finanzielle Lage geraten war, findet die rechte Ruhe nicht mehr; wie er am 23. Wintermonds 1875 schreibt, war er sogar schon entschlossen gewesen, jetzt, als angehender Sechziger, noch Schriftsteller zu werden; doch findet er in sozialistischer Agitationstätigkeit wie durch mannigfache Schriftstellerei ein kärgliches Auskommen. Henje hilft ihm, wo er kann; auf seinen Rat erhält Dulk eine Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung, und als ihn der



Entw.: Prof. F. Laßbe Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i Pr. Photograph.: Dr. Riby Erdgeschloß, Senferteite

Freund um Beiträge zu einer Iyrischen Anthologie in Kalenderform angeht, erklärt er sich dazu im Prinzip bereit. Besonders edel aber benimmt sich der Münchner, als ihm Dulk hilfeslehend schreibt, seine Tochter Anna sei lungenkrank und könne nur durch einen sofortigen längeren Kuraufenthalt gerettet werden, dazu aber fehle das Geld; obwohl Henze Dulks Meinung, er sei „ein mittlerer Krösus“ unter den Autoren, zurückweisen muß, stellt er ihm seine pekuniäre Unterstützung in der großzügigsten Weise in Aussicht; doch gelang es Dulk schließlich noch, mit eigenen Mitteln auszukommen.

Als sich Annas Krankheit herausstellte, war Dulks Lage noch dadurch erschwert, daß er wegen eines Preßvergehens zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war; an und für sich hatte er kein schlimmeres Flugblatt verfaßt als andere Agitatoren auch, aber die Halsstarrigkeit, mit der er sich darauf versteifte, die Wahrheit seiner Behauptungen über Staat und Gesellschaft nachweisen zu wollen, brachte den Dichter in das Gefängnis, dem er sonst vielleicht hätte enttrinnen können. „Ihr Reat ist ehrenhaft“, erklärte ihm der Gefängnisdirektor. Das war natürlich Wasser auf Dulks Mühle, und seine Briefe an Henze versuchen immer wieder den Nachweis, „daß Gewalttat gegen die Logik der Vernunft und gegen das Herz der Menschheit, die beide, meine ich, in meinem Aufrufe vertreten waren, geübt wurde unter dem Schein des „Rechts!““ Zeigte sich schon in diesem Verhalten Dulks so durchaus unpolitische Geistesart — denn ein Politiker muß Kompromisse schließen können, ohne die man nun einmal der Wirklichkeit nicht Herr werden kann —, so mußte er sich im weiteren Verlauf des Briefwechsels ausdrücklich dagegen verwahren, mit den extremen Sozialisten zusammengeworfen zu werden. Am 16. Frühlingsemonds 1879 verteidigte er sich gegen Henze: „Sie werfen mich eben mit dem zusammen, was Sie „läuten gehört“ haben von der Sozialdemokratie, und was maßlos durch Haß und bösen Willen entstellt ist. Aber auch in dem, was wirklich herrschende Führung in der S.D., und was wesentlich Agitation (politische) ist und bis vor wenigen Jahren es sein mußte, bin ich nicht. — Der andere — auch wirklich, nur nicht genügend, kultivierte Zweig der S.D., die Belehrung, die Aufklärung — (die für die „Gebildeten“ ebenso nötig ist, wie für die „Ungebildeten“! Denn das Ge-

dankeusystem ist ein neues, vor dessen konsequentem Durchdenken die einen an Scheu und Vorurteil, die anderen an Unfähigkeit leiden) — das ist mein Wesen! Ich bin wesentlich religiös; und nur weil und sofern der Sozialismus das Beispiel, die Praxis dieser meiner Religion ist, bin ich Sozialist! — In der Partei habe ich so viele (und natürlich unschönere) Kämpfe wie draußen!“ Und nun beklagt sich Dulk, seine Aufsätze würden nicht aufgenommen, seine Werke totgeschwiegen, und das alles nur, weil er „keine kurzschäftigen Ziele des volkswirtschaftlich noch unendlich unreifen Systems“ und auch „keine politische Alleinherrschaft einer Partei“ wolle, „sondern weil ich eine gründliche Revolution in der Gesinnung der ganzen Gesellschaft — aller Parteien! bewirken, anbahnen will und gerade diese für ganz unerläßlich halte, wenn nicht aller andre Kampf zum Glück statt zu Segen führen oder doch fürchtbar wie 1789 werden soll!“ Einen „Lehrstuhl für Sozialphilosophie der Moral“ ersehnt sich Dulk, damit er seine neue, in der „Stimme der Menschheit“ niedergelegte Religion auch den Gebildeten verkündigen kann. Auf Henze machte dieser starke Idealismus mächtigen Eindruck; aber er hatte doch wohl Recht, wenn er Dulk vorwarf, er vergeude Kräfte und Gaben an hoffnungslose Experimente und erreiche nur, daß sich seine Werkzeuge gegen ihn wendeten. Trotzdem versicherte er den Gefangenen jetzt herzlich als je seiner Freundschaft; diese „sympathische Feindschaft“ wurde Dulk nach seinem vorletzten Briefe sogar „ein Lebenstrost“.

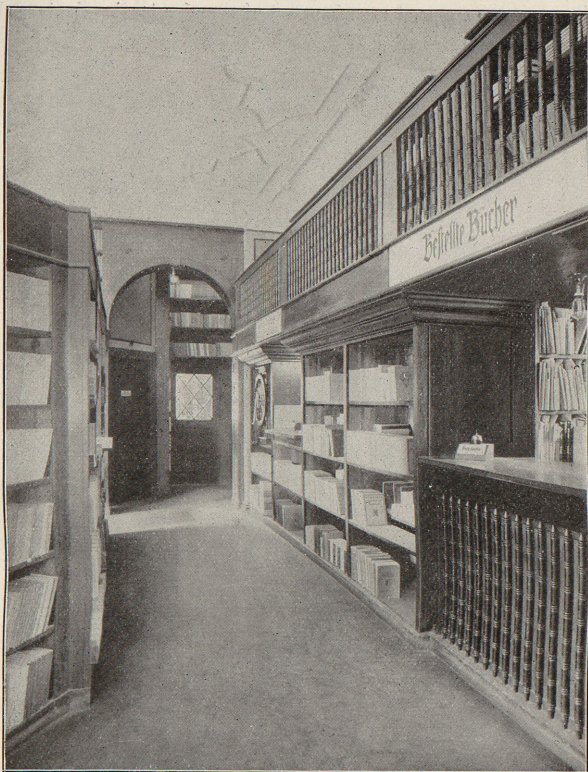
Denn der Dramatiker fühlte sich mehr und mehr vereinsamt. Für sein Lebenswerk, die „Stimme der Menschheit“, fand sich nicht das geringste Interesse, und es war doch nur ein schwacher Trost, wenn er glaubte, das kommende Jahrhundert erst werde die Früchte seiner Arbeit ernten. Sie war bereits überflüssig, als sie herauskam; immerhin berührt es angenehm, daß Dulk „die fanatischen Extreme, starrer Bigotismus und rein niederreißender Atheismus“ gleich zuwider sind. Er war eben im Außerirdischen viel radikaler als im Herzen. Das theatrale Auftreten lag ihm wie vielen Geistern aus der jungdeutschen Sturm- und Drangzeit. Aber dahinter versteckte sich ein ehrlicher Wahrheitsfucher, dem die Abfassung seines Religionsbuches innere Kämpfe genug bereitete. Mag uns heutigen auch Dulks idealistischer Pantheismus — Gottes Bild sein Name — zu farblos erscheinen, ein

Versuch, über den Indifferentismus und Materialismus der meisten Feuerbachianer hinauszu kommen war es doch, und wenn der Dichter sich in seinen letzten Lebensjahren so stark um die Gründung einer neuen Kirche bemühte und den Sozialismus als eine neue Religion auffaßte, so fand er damit doch endlich den Beruf, auf den seine stärksten Anlagen hindeuteten. Der Briefwechsel mit Henße lehrt uns, wie falsch das Bild Albert Dulsks ist, das Ernst Ziel uns gezeichnet hat (im ersten Bande der „Sämtlichen Dramen“). Die Sozialdemokratie hat innerlich doch nur wenig recht, den eigensinnigen Gemeindeglieder für sich zu beanspruchen.

Desto mehr aber tritt an Dulk nur das Ostpreussische hervor. Das Eigen-

willige in Dulsks Lebensführung (man denke nur an seine drei Frauen!) ist nicht nur eine Zeitercheinung der 40er und 50er Jahre, es ist auch aus dem ostpreussischen Hang zu schroffer Selbständigkeit zu erklären. Und der mñstlich-grüblerische Zug, den so viele seiner

Landsleute, von Hamann bis E. T. A. Hoffmann, zeigen, ist auch in Dulsks „Jesus der Christ“ deutlich zu verspüren. Er bewahrte den Studenten der Chemie schon vor plattem Rationalismus und machte ihn zusammen mit seiner Neigung zum Prinzipiellen zum Sektengründer; auch dies ist ein ostpreussisches Schicksal. In einer Geschichte des ostpreussischen Geisteslebens darf ein ausführliches Kapitel über den Königsberger Sonderling nicht fehlen.



Entw.: Prof. F. Caffers Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photograph: M. Ritz
Gang zu den Kontoren mit Ausgabehalter „Bestellte Bücher“

Am Haß

Die schon entschlafne Düne spricht
im Traume mit den Wogen.
Im Haß kommt durch das Sternenlicht
ein leises Schiff gezogen.

Die Segel sind nur halb voll Wind;
sind müd vom weiten Reisen.
Am Mastbaum lehnt ein Schifferkind
und singt uralte Weisen.

Ein Lachen klingt von irgendwo,
hüpft tanzend auf den Wellen;
ich fühle in mir, licht und froh,
viel goldne Brunnen quellen. —

Sriß Kudnig

Der Knospenwinkel

Von Martin Borrmann

Zu Tante Fritzens Geburtstag sang man im Knospenwinkel: „Lobe den Herrn...“

Tante Fritzen zog sich die Watte aus beiden Ohren. Sie griff in das Wasserglas, das neben ihr stand, und setzte das Gebiß, das dort ausgespült wurde, in ihren Mund. — Dann ließ sie den Rollstuhl vom Mädchen zur Türe fahren.

Als die Sängerrinnen intonierten, öffnete Tante Fritzen. Sie lächelte, dankte, neigte den Kopf.

„Kommt zu Hauf“, sangen die Damen im Korridor.

Tante Fritzen nickte beifällig. Ihre dunkle Perücke saß schief auf dem schmalen Häuptchen.

Graziella, die Großnichte, kam zur Gratulation.

Tante Fritzen hielt krampfhaft ihr Gebiß mit der Zunge fest. Sie lächelte.

„Tante Fritzen!“ rief Graziella und zeigte die Zähne. — Sie war acht Jahre alt, sehr wild, sehr unerzogen. Sie zog die Silben des Namens „Fritzen“ wie Sprudel durch ihren Mund.

Sie sprang ihrer Großtante auf den Schoß. — Tante Fritzen lud ihre Freundinnen auf Nachmittag ein. Dann ließ sie sich mit Graziella allein in ihre Stube zurückfahren, überhäftet weil sie des Kindes unerzogenes Wesen vor den Damen verbergen wollte.

Graziella blieb während dieses Transportes auf ihrem Schoß sitzen. Sie machte sich lustig

über die alten Damen, die draußen standen. Sie stieß die Sturtür hinter sich zu, noch während man fuhr, und tat, als herrsche sie hier. In der Stube umhalste sie Tante Fritzen. Es kostete Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf den Geburtstagskuchen zu lenken.

Die Enkelin kniete, auch während sie aß, auf Tante Fritzen schwächlichem Schoß. Ihre Beine, in Wadenstrümpfen, waren flaumig und zart, ihre Kniee so fest wie Holz, gedrechselt und stählern. Sie strampelte rücksichtslos.

Tante Fritzen zürnte ihr.

Tante Fritzen wollte nicht aus den Ring der Betagten treten, aus dem Fluß der Alltätigkeit, aus dem erlöschenden, warmen Lichtkreis. Graziella brachte mit ihren Besuchen lautes Leben ins Haus und zertrat das Gewohnte.

Ihr greises Antlitz fiel auf Graziellas Rücken,

tief und gefurcht. Zuweilen schnalzte sie zornig der Großnichte zu, um dem Kinde die Ungehörigkeit seiner Stellung ins Bewußtsein zu bringen. Indessen ließ sich Graziella beim Essen nicht hören.

Auch Tante Fritzen nahm ein paar Kuchenkrümel. Ihre Hände waren rauh und gerötet, mit Ueberbeinen, allein das Fleisch ihrer Arme war edel und weiß.

Der Geruch des mürben Teekuchens füllte das Zimmer und vermengte sich mit dem fetten Duft des Provencöles.



Martin Borrmann

Nach einer Büste von Prof. Cauer, beide Königsberg

Plötzlich warf sich die Enkelin auf den Knien herum und umschlang den Hals ihrer Großtante.

„Kommst Du zum Schauturnen heute?“ fragte sie zwinkernd. Sie packte die Hand der Greisin, welche das Messer hielt. „Was ist das?“ sagte Tante Fritzchen, „was ist ein Schauturnen?“ — In Graziellas Stimme kam der fröhliche Eifer des Kindes. Sie hob den Finger und belehrte die alte Dame. Hierbei geriet ihr ovales Gesicht in Augennähe der Greisin.

„In diesem Kinde steckt manches“, dachte die Großtante, „mein Gott!“ Sie fuhr mit der freien Hand der Enkelin über die Locken.

Unmöglich sei es ihr, erklärte sie, das Zimmer für einen Augenblick zu verlassen, geschweige im Rollstuhl die Ausfahrt zu machen, um sich ein Turnfest anzusehen.

„Nein!“ sagte Tante Fritzchen, „ich komme nicht!“

Die Enkelin krausste die Stirn.

„Ja! Ja!“ schrie sie auf und schüttelte Hals und Körper der Greisin, „Du mußt heute kommen! Du mußt!“

Sie murrte, schlug nach der Großtante, zuckte. Ihr Körper war biegsam wie Stahl; sie verbiß sich plötzlich verweint in die Hand Tante Fritzchens, die neben ihr lag.

„Ach Kind!“ rief Tante Fritzchen und „aber Kind!“ Sie war so erschrocken und zornig, daß sie sich zu wehren vergaß. Auch lag ihr die Enkelin auf der Brust und erschwerte das Sprechen.

Tante Fritzchen atmete keuchend, dann schloß sie die Augen.

Das war die Jugend, dachte sie, „so frech wie Küchenjungen im Weihnachtsmärchen“.

Nur leise sagte sie: „So laß mich, mein Kind, das gehört sich nun wirklich nicht, verlaß mich, Graziella!“

Die Enkelin ließ nicht ab, ihr Opfer zu küssen und wieder zu quälen. Dazwischen tat sie beleidigt. Mit aller Kraft warf sie sich der Großtante gegen die Brust.

„Du sollst mich heut sehen“, schrie sie und stemmte ihr Knie in das welke Fleisch. „Du sollst mich heut sehen!“ — Da Tante Fritzchen sich gar nicht wehrte, begann sie den Hals ihr zu würgen. Ihre Augen blickten verwundert, erwartungsvoll.

Tante Fritzchen beherrschte sich über die Maßen, doch wußte sie nicht, was sie eigentlich sprach. Ihre Wangen und Mundwinkel flogen, verhalten vor Weinen; es war ihr herzzerreißend weh zu Mut.

Graziella jauchzte:

„Nein, wie Du ausiehst, wie eine — Cu-le —!“

Nach einigen Augenblicken:

„Du wirst ja ganz rot?“! Sie befühlte die alte Dame und legte die Hand an die heiße Hautstelle an.

„Ich mach Dich tot“, erklärte sie mit verdoppeltem Lachen.

Dort, dort, war ein Automobil, dessen Flügel-schlag Tante Fritzchen plötzlich vernahm? Der Knospenwinkel war eine Sadegasse, Wagen fuhrren dort kaum! Wie flog es nun plötzlich, mit raschelnben Flügeln am Fenster vorüber? Es rauschte vorbei, dort, auf Gummi, die Teller klirrten im Zimmer, das Sofa federte hoch.

„Wo bin ich?“ fragte Tante Fritzchen.

Daß es Graziella mit ihren Fauststößen verursacht habe, erkannte sie nicht. Nur mühsam sagte sie:

„Geh jetzt, mein Kind, ich komme wirklich, es ist mir gleich; ... nun meinethwegen; grüß Deine Eltern, geh jetzt nur heim.“

Graziella ließ sich vom Rollstuhl gleiten.

„In einer Stunde!“ sagte sie und strich sich das Röckchen zurecht.

Ein neues Teekuchentstück im Munde zerkaugend:

„Auf Wiedersehen!“

Tante Fritzchen lächelte höflich und gefaßt. Als sich die Tür hinter dem Kinde schloß, zitterte sie.

Das Zimmer war, sobald Graziella gegangen, totenstill. Das Schreigen hing in den gelben Fenstergardinen. Es roch nach Teekuchen und Provenceöl.

Tante Fritzchen erhob sich im Rollstuhl und rief:

„Luise, gib mir die Hoffmannstropfen!“

Sie räusperte sich und suchte nach neuen Worten:

„Luise, findest Du nicht, hier ist eine tolle Hitze?“

„Nein, gnädiges Fräulein!“ sagte der Diensthote.

„Jetzt finde ich's plötzlich hundekalt.“

Tante Fritzchen hielt aus Schwäche die Stimme hoch und hob und senkte sie nicht mehr bei einzelnen Worten.

Die Worte kamen ohne ihr Wissen. Sie plapperte. — Sie ließ, weil sie wiederum Hitze fühlte, das Fenster öffnen; es trieb sie nach frischer Luft.

Dort, dort, dort raufchte von neuem der Flügelschlag...! Sie fragte:

„Luise, siehst Du vielleicht ein Automobil auf der Straße?“

„Nein, gnädiges Fräulein“, sagte das Mädchen.

Tante Frixchen wußte es jetzt. Sie sah den Autoführer grinsend im roten Polster sitzend, den Mantel überm Skelett, die Autobrille am Kopfe. Die leeren schrecklichen Augen waren unter der Brille versteckt.

„Ach bitte, schließe doch wieder das Fenster, Luise!“

Das Mädchen gehorchte.

Jetzt zitterten Tante Frixchen die Hände, besonders der Daumen.

„Langsam, langsam, will ich abwärts treiben...“

Es surrte in ihren Ohren, ihre Blicke verloren sich. Sie war sehr müde.

Als sie die Augen schloß, um ein Mittags-schlächchen zu halten, umgriff ihre Seele dies Bild:

Knaben und Mädchen saßen auf Säunen, umschlungen, im Alter Graziellas, dahinter lag grünender Spielplatz, der ging auf den Strom. Die feinen Profile der Knaben waren gerötet, die Hälse der Mädchen lachend zurückgeworfen. Rot durch das Grün aufglühte das Externat. Die Abendsonne versing sich im Waschkleid Graziellas. Wie kühlte der Strom, wie dunkelten schon die Berge! Wie hob sich die Zukunft auf aus den weißen Blusen, den Schultern der Knaben! Gesundheit und kalte Bäder umsprühten die Körper, Rollschuhe sah man, Wadenstrümpfe auf Straßen, vor blauen Villen, Spiele im klingenden Park....

Ein seltsamer Schmerz durchzuckte Tante Frixchen und jagte den Schlaf aus ihren bekümmerten Augen.

Man hatte in ihrer Jugend geschlossene Kleider getragen, Tuckkleider, Sommers und Winters, im Frühling, als Kind.... Als Edel-fräulein war sie herangewachsen, lächelnd, ins Leben laufend, mit kleinen Füßen und Schuhen. — Dann kam das Pensionat, am Fenster saß traurig das Köpfchen, man übte den Dreiklang ein und hatte das Herz voller Furcht. Wie grau-sam damals die Knicks geübt worden waren; nein, das war häßlich, dabei verweilte sie nicht! Man las die Marlitt und trug den Cul de Paris.... Die Festkleider sparte man für künftiges auf, für künftige Fülle — die nie gekommen waren. —

So rann das Leben einsam dahin und nur eine traurige Sehnsucht blieb schließlich übrig. — Mit Dierzig verarmte sie, ward alt und versteinte, und wurde Erzieherin. In adligen Häusern, bei Kindern, die ebenso weinten, wie sie es früher getan, verbrachte sie ihre Tage, lehrte Englisch, Französisch. — Dann brach sie das Bein beim Fall über eine Trompete, die irgend ein kleiner Aimee oder Eberhard in ihrem Schlafzimmer auf die Erde geworfen. Man tat sie ins Jungfernstift, warf ein Legat für sie aus, sie kam in den Knospenwinkel, fand Frieden.

Tante Frixchen wurde unruhig, winkte dem Mädchen zu, das während der Stille im Zimmer durchs Fenster gesehen hatte.

Sie sagte, Luise müsse sie samt dem Rollstuhl hinaus auf die Straße tragen und zwar sofort!

Der Diensthote starrte sie an, zuckte die Achseln und murmelte in sich hinein:

„Gott hat Sie schon zum Krüppel gemacht, er wird sie noch anders strafen!“

Tante Frixchen sagte: „Luise, nur schnell, Du kannst Dir ja Hilfe holen! Nachmittags sind wir zurück... Jetzt aber zu!“

Kopfschüttelnd ging das Mädchen den Hausmeister rufen. Sie trugen gemeinsam den schweren Rollstuhl die Treppe hinunter.

Berauscht und durstig trank Tante Frixchen die feuchte Luft, der sie seit siebzehn Jahren den Leib nicht mehr ausgesetzt hatte. — Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Ein dunkler glücklicher Wirbel umkreiste ihr Haupt. Laut, fern und grenzenlos war die große, hellgrüne Erde....

Der Rollstuhl fuhr, Tante Frixchen nieste zuweilen. Luise sagte der Sitte gemäß: „Das ist wahr!“ — Dann schwiegen beide, kosteten Sonne und Glück. Es roch im Knospenwinkel nach Rinnstein- und Frühlingsluft.

Die Straßen schienen kleiner geworden, so hell war der Frühling: der von den Fensterseifen zurückgeworfene Glanz!.... Tante Frixchen schloß beide Augen, der Mittag blendete sie. Sie ahnte luftgrüne Birken, ganz in der Nähe. Die mußten irgendwo hinter Säunen grünen....

Ein paar Bekannte sprachen sie an, die mit Kapothhütchen, kleinen Harken, vom Kirchhof gekommen waren und sorgsam nach Hause schritten. Sie lächelte nur....

Tante Frixchen fühlte sich leicht und frei. Der Wind betäubte sie; sie mußte wiederum niesen.

Dort, wo der Knospenwinkel die Hauptstraße schnitt, ließ sie halten und ruhte sich aus.

Tante Frixchen sagte:

„Luiſe, hier müſſen die Kinder kommen, das hat Graziella erzählt; hier wollen wir warten. Hier geht der Weg zum Turnplatz der Mädchen vorüber!“

Sie ſchwenkte die Arme. Sie gab ſich unbekümmert dem Maiwind hin, der leis und ſtetig durch die Hauptſtraße blies. Weitauſ griff ihre Seele, ſchwamm mit dem Strom, ihr verquältes, verkrümmtes Daſein ſtreckte ſich auf — im Atem dieſes gelinden Windes.

Sie blickte nach der Stelle der Straße, an welcher der Feſtzug der Mädchen zuerſt ſich zeigen ſollte.

Militärmuſik ſetzte ein, Drommeten- und Beckenklänge, am Ende der Straße ſah man den Zug. Tante Frixchen dachte:

„Da ſind ſchon die Mädchen!“

Erſt als der Feſtzug näher gekommen war, erkannte ſie, wie groß die Geſtalten waren. — Sie ragten weit über Tante Frixchen hinaus, ſie waren größer als Luiſe, das ſtarke Mädchen... Ja, das war der Beginn des Zuges, die Älteſten; es hatte noch Zeit bis zur Klaſſe Graziellas, der jüngſten der Schule.

Sie kamen näher in Blau und blauem Rock, den Halsausſchnitt mit Blendenbeſatz verziert, in den Augen den gegenwärtigen Frühling. Die Blonden zogen vorüber, mit Haaren wie Weizen bei Mond. Sie trugen wie Frühlingssbüche ihre Friſche in ſich fort. Wie Zahlenreihen marſchirten ſie auf, blau über dem Korn ihrer Söpfe nickten die Schwaſſen. Primaner lieſen mit Photos den Feſtzug entlang.

Sie hörte mit doppelter Stärke das Brauſen des Automobils, zur Seite, zu ihren Häupten, im Rücken und überall.

Doch achtete auch der Feſtzug auf dieſes Geräuſch. Das verwunderte Tante Frixchen! — Die marſchierenden Mädchen warfen ihre Blicke nach oben.

Weiß, hoch und licht beſtrahlt zog groſſend ein Luſtſchiff am Himmel dahin. Es ſenkte

Kühlung vom Äther auf die Gebannte. Tante Frixchens Augen erquideten, badeten ſich.

Luiſe ſtarnte gleichfalls nach oben und ließ ihre Hand vom Wagen der alten Dame.

Der Rollſtuhl geriet plötzlich ins Fahren und glitt vom Bürgerſteig. Er ſtürzte mit leichtem Krachen auf den Fahrdamm, ſederte, ſchlug um, ließ die Räder einige Mal in der Luſt hilflos kreifen und lag ſchließlich mit ſchußloſem, ſonſt verborgen gehaltenem Bauch wie ein verreckter Käfer auf dem Rücken. Tante Frixchen ſah nur kurz auf, als hätte ſie nichts anderes erwartet.

Es war bei der Klaſſe Graziellas, bei der ſie zu Fall gekommen. —

Sie blutete ſchon. Wie eine Nadel durchſtach Zeppelin ihr Gehirn. Sie ſchlug auf die Seite, das Gebiß entfiel ihrem Munde.

Jetzt erſt bemerkten die Kinder den Unfall und machten Halt.

Der Feſtzug ſtockte, man mühte ſich um die Tote. Zu zweit, zu dritt umſtanden die Backfiſche Tante Frixchen.

Die kleinen aus der Klaſſe Graziellas begannen zu weinen.

„Ohn—mäch—tig— iſt ſie.“

Surchſtam, beſchüzgend legte Graziella die Finger auf ſie.

Sie ſtarnte auf Tante Frixchen wie auf ein geſtorbenes Tier, mit tränenloſen Augen, unendliches Staunen im Herzen...

Sie trugen Tante Frixchen in einen Hausflur, dann kam der Rettungswagen der Sanität. Luiſe half mit, den geſchundenen Körper unterzubringen. —

Graziella warf ſich in Siegerſtellung. Sie verſcheuchte die Tränen der anderen, gedachte, den Feſtzug der Mädchen einzuholen, der ſich vor wenigen Minuten neu geordnet. — Sie rief wie ein Bube: „Wer wagt es, mir zu folgen?“ — und ſtürmte mit der Schar der Kinder durch die Straße, zum Turnplatz hin.

Die kleinen Mädchen warfen die Hälſe hoch, vergaßen Tante Frixchen, vom Laufen ergriffen.

Am Abend aber

Am Abend aber kommt dies Traurigſein, von irgendwo, und du weiſt nicht woher. Und dringt wie Nebel in die Stuben ein und macht dir deine Träume ſchwach und ſchwer.

wie einen Segen auf dich niederregnen

. . . . Da ſinken dir die Hände in den Schoß, dein Blick wagt nicht den Dingen zu begegnen, und hingegeben, willenlos, läßt du die liebe linde Traurigkeit

Charles Etienne = Königsberg

Friedrich Nietzsche

Von Fritz Kuhnig

1.

In wild zerklüftetem Felsgestein
ein Wanderer —, mutterseelenallein . .
hoch recken sich rings des Gebirges gewaltige
Massen,
die mit plumpen Pranken nach ferne fliegenden
Wolken fassen . .
Hellauf schritt des tobenden Sturmes Brüllen
und Lachen,
daß die grauen Gräser am Wege aufzucken,
sich zitternd ins Dunkel ducken
und ganz verängstigte Gesichter machen . .

Der Wanderer hört nicht den Sturm, sieht die
furchtsamen Gräser auch nicht;
eine einsige dunkle Wolke ist sein sinnend Gesicht,
aus der nur zuweilen zuckende Blicke brechen,
wenn die Augen aufflammen, Tränen gebären . . und
die Lippen leise verzückte Worte sprechen . . .

Und steiler türmt das Gebirg sich hinan! —
Wo ist der Mensch, der dies Ungeheuer bezwin-
gen kann . . ?!

Der Einsame klimmt . . , klimmt, keucht und stöhnt —,
der Sturmwind höhnt . .
Schon sind des Wanderers Füße wund,
doch kein Laut quillt aus seinem fest verbissenen
Mund.

Jetzt krallt er knirschend die Nägel ins blutige
Gestein —;
zermürbte Felsen stürzen zu Tal mit Poltern
und Schreien,
töten Tiere . . und töten Menschen . . . Der
Wanderer droben lacht auf:

Wollt ihr im Tal nicht sterben —, wohl an, so
kommt herauf!

Kommt, kämpft euch herauf aus der Erde
sumpfigem Grund,
kommt, reißt euch, wie ich, eure Leiber am Fels-
gestein wund,

doch fühlt, wie die Seele immer prächtiger blüht,
je näher der Himmel, die Sonne über ihr glüht! —

Wie im Traum hat der Wanderer den höchsten
Gipfel erklimmen . .

Wie klein die Welt da drunten! Verachtung
will über ihn kommen . .

Da . . sieht er die Sonne, reckt sehrend die
Arme empor:

Gott, reiß mich hinauf in dein leuchtendes
Sonnentor.

Die Erde dort unten war mir zu klein . . und
gemein . .

Teil mit mir den Himmel! Laß mich dir Bruder
sein!! — —

Er brennt in Inbrunst . . . Gott — gibt —
keinen — Laut — — —

Die Sonne nur lächelt . . . Verächtlich . . ?! — —
Dem Einsamen graut . . .

Wo bist du, Gott?! — — — Ein geheßtes,
weidwundes Miß —

stürzt er, die Stirn auf die Felsen schlagend . . .
Sein Herzblut quillt

2.

Von Gott und der Welt verlassen,
mit blutender Seele zwischen Himmel und Erde
taumelnd,
fand er sich selbst . . .

Rings ragten grausige Gletscher: eiskalte Ein-
samkeit
stand totenbleich, starrstirnig, mit steinernen
Augen. —

Sie schreckte nicht mehr:
Seine Seele hatte die Wirrnisse der Welt überwunden,
hatte den Gott ihrer brennenden Sehnsucht tief
in sich selbst gefunden;
nun blühte sie wunderfarben trotz Eis und Schnee,
überblühte hoch sein unmenschliches Gott-Sucher-
Weh. —

Und Früchte wuchsen, leuchtend und schwer wie
Gold . .

Der Einsame pflückte sie, schauernd, mit trunkenen
Händen
und warf sie, selig verzückt, gleich funkelnden
Bränden

zur drunten dumpf dämmernden Erde hinunter,
die Welt zu erlösen
von allem Dunklen und Bösen . .

Die Menschen aber, stumpf von des Lebens Fron,
fressende Gier nach blankem Gold nur im Herzen
griffen wohl nach den wie Kerzen
leuchtenden Früchten . . ; doch da die nur fun-
kelndes Eis

aus eines einsamen Geistes furchtbar getürmten
Gebirgen,

warfen sie schweigenden Hohn
auf den großen, gottgütigen Menschensohn. — — —

3.

Mit flatterndem Haar in todbleichem Gesicht
ein Mensch aus dornigem Dickicht bricht:

Früchte . . in zitternden Händen . .
Sein nackter Leib ist tausendfach wund,
eine einzige Wunde ist sein Mund:
zerfressen von feurigen Bränden . . .

Seine Stimme, früher von Wundern voll,
gellt schaurig ins Weite, von Wahnsinn toll;
die Augen grell fliegende Funken:

Ein Mensch, von unmenschlichem Wollen verwirrt,
ein Gott, der in der Menschheit verirrt . . ,
eine Sonne, in Nacht versunken . . .

4.

Hoch auf in des Nachthimmels samtenes Blau
ragt, weithin leuchtend, ein Wunderbau
aus funkelnden Edelsteinen.

Die Fenster schau'n steil in die Ewigkeit,
die Türen sind breit und öffnen sich weit
in die Zeit: zu den Menschen, den kleinen. —

Die rauschen, ein dunkler Sehnsuchtsstrom,
hinein in den leuchtenden Gottesdom,
die Hände zum Himmel erhoben.

Und aus den brünstig Betenden bricht
wie Wirbelstrom aufbrandenden Lichts:
Danklied dem Toten da droben

Königsbergs E. T. A. Hoffmann-Ehrung

Von Regiomontanus

Das Haus Französische Straße 25 in Königsberg war bis vor kurzem ein Wohn- und Geschäftshaus wie andere mehr, das seit bald 150 Jahren in langer Zeile stand und ziemlich gleichgültig Geschlechter kommen und gehen sah. Da machte eines Tages ein die Archive durch-

stöbernder Gelehrter die überraschende Entdeckung, daß in diesem Hause Königsbergs größter Dichter geboren ist — der „Gespenster-Hoffmann“, den man ehemals wohl für einen absonderlichen Kauz, für einen halbtollen Romantiker hielt, neuerdings aber für einen der merkwürdigsten, künstlerisch begabtesten und ursprünglichsten deutschen Geister anzusehen geneigt ist. Nun war es um die hundertjährige Dornröschenruhe des Hauses geschehen! Die größte literarisch-künstlerische Vereinigung der Stadt, der Goethebund Königsberg, der seit einem Vierteljahrhundert auf dem Posten ist, wo es alte, neue und neueste Poeten zu

ehren gilt, leitete sofort zur Beschaffung eines bronzenen Ehrenmals eine Geldsammlung ein, und der am 25. Juni 1922 bevorstehende hundertste Todestag E. T. A. Hoffmanns sorgte für die passende äußere Gelegenheit. Die Werbezettel flatterten in alle Welt — sogar bis in die neue Welt der Vereinigten Staaten; darunter standen u. a. die gewichtigen Namen der Ehrenmitglieder des Goethebundes: Arno Holz, Käthe Kollwitz, Louis Corinth, Hermann Sudermann, Georg Reiche u. a. Als man sah, daß die

Werbung Erfolg hatte, wurde Professor Stanislaus Cauer, der den Goethebund und die Stadt schon mit einer Heinrich v. Kleist-Tafel beschenkt hat, mit der Ausführung des Gedächtnismals beauftragt; er schuf ein Bronze-medailon, das im oberen Felde den Kopf des

Dichters und darunter die Inschrift trägt: „In diesem Hause wurde E. T. A. Hoffmann geboren, 24. 1. 1776.“ Cauer war bemüht, im Antlitz des Dichters all das Unruhvolle, Sprunghafte, Ergreifende auszudrücken, das für den „tollen“ Hoffmann charakteristisch ist und erst kürzlich an dieser Stelle treffende Würdigung erfahren hat (s. „Mitdeutsche Monatshefte“ IV, S. 179, III. Jahrgang).

Der 25. Juni fiel gerade auf einen Sonntag. Die Leitung des Goethebundes hatte den Mut und den Geschmack, die Festversammlung nicht nach einem beliebigen Prunksaal zu berufen, sondern sich ein paar Privaträume des Geburtshauses



Die auf Veranlassung des Königsberger Goethebundes von Stanislaus Cauer geschaffene Gedenktafel an E. T. A. Hoffmanns Geburtshaus

für die Feier auszubitten, vielleicht just dieselben, in denen der kleine Hoffmann das Licht der Welt erblickt hat. Die Katheder verschwand fast unter Blumen und Guirlanden, und über die Schulter blickte dem jeweiligen Redner das bissig-geistreiche, ironisch-verträumte Antlitz des Gefeierten aus der Büste Dr. Bukofzers, der an diesem Kopf zum Bildhauer wurde. Der erste Vorlesende des Goethebundes, Dr. Ludwig Goldstein, begrüßte die zahlreichen Gäste, sowohl ergebene Hoff-

mannfreunde wie offizielle Vertreter der Behörden, und erläuterte, wie enge die Beziehungen des bisher nur allzu wenig geehrten Dichters zu seiner Geburtsstadt seien: Kein Zweifel, daß er seine Liebe zur Musik hier schon von Kindesbeinen an empfangen habe; kein Zweifel, daß die ihrer absprenghen Lage und geistigen Inzucht wegen immer an Sonderlingen reiche Pregelstadt ihm manche Anregung zu jenen verwunderlichen, geisterhaften Gestalten bot, die durch seine ganze Dichtung spuken. So sehr aber Hoffmann in seiner Heimat wurzelt, — in seinen Wipfeln gehört er der Welt! Wie hoch seine Beliebtheit und Wertschätzung auch bei ganz anders gearteten Völkern steigen kann, hat in einer schönen Studie der Königsberger Professor Thureau aufgedeckt: danach haben namhafte französische Kritiker unseren Landsmann in einem Atem genannt mit Diderot, Cervantes, Boccaccio, selbst mit — Homer, und, blind gegen Hoffmanns Schwächen, haben sie den Tadel eines Goethe oder Jean Paul nur für kurzfristige oder böswillige Verkennung gehalten. — Dann hielt der Allenstein-

Münchener Schriftsteller Dr. Walther Harich, Hoffmanns jüngster Dichter-Biograph, die eigentliche Festrede — ein Loblied auf den Geist des Ostens, einen Hymnus auf den Mann, dem die ernste Feierstunde galt. Er nannte Hoffmann einen fast modernen Vorkämpfer gegen mechanistische Weltanschauung, ein Prototyp des fühlenden, empfindenden Menschen; einen Propheten des romantisch-musikalischen Gefühls und zugleich einen Verkünder der deutschen klassischen Musik — die für ihn nicht nur Musik im engeren Sinne war, sondern Symbol all des Unausprechlichen, das mit Verstand und Logik, mit Formeln und Beweisen nicht zu erfassen ist. — Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer übernahm das kleine Kunstwerk Cauers in die Obhut der Stadt. Und als nun die Gäste das alte Haus verließen — vielen wird es als Unterkunft von Ferd. Meyers Buchhandlung bekannt sein —, blickten alle zum Mittelstodt empor, wo der alte Dichterkopf in neuer Fassung erstaunt-neugierig auf den Lärm der Gasse herabblühte. ...

E. F. A. Hoffmanns Jugendzeit

Von Richard von Schaukal*)

Aus seiner ostpreussischen Heimat ist der Dichter des „Goldnen Topf“ nicht zu bestimmen. Das Land, das der deutsche Orden einst erstritten hatte, ist von einer bunten Menge von Völkern zu seiner tüchtigen Rasse gediehen. Gottsched, Scheffner, Hamann, Hippel, Kant, Herder sind ebensoviele starke Einzelne, die nur Gewalttätigkeit auf einen gemeinsamen Nenner brächte.

Daß unter Hoffmanns Vorfahren, Pastoren und Juristen, sich Polen (Bagiński) und Ungarn (Vöteri) befunden haben, mag zu Kombinationen anregen: Tatsache sind seine auffallende Kleinheit, das schwarze, buschige Haar, die „südlische Heftigkeit“ seines Temperaments. Er war der dritte Sohn einer unglückseligen Verbindung, vier Jahre alt, als seine Eltern, der Justiz-Kommissar Christoph Ludwig Hoffmann, ein Pfarrerssohn, und dessen Cousine,

Lovisa Albertine, die Tochter des Königsberger Hofgerichtsadvokaten Johann Jakob Dörffer, nach zwölfjähriger Ehe auseinander gingen. Ernst Theodor Wilhelm, am 24. Januar 1776 geboren, blieb bei der kränklichen Mutter, die in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt war. Aber weder sie noch die verwitwete Großmutter Dörffer-Vöteri, deren stattliche Erscheinung und peinliche Ordnungsliebe Ernst Theodors Freund und wichtigster Biograph Theodor von Hippel hervorhebt, haben sich der Erziehung des frühreifen und lebhaften Kindes gewidmet; die blieb einem unverheirateten Oheim, Otto Wilhelm, und der Tante Johanna Sophie Dörffer, einer „geistreichen, achtungswerthen alten Jungfer“ überlassen. Dem „Oweh-Onkel“, einem ausschließlich „diätetisch geordneten Vegetation“ gewidmeten Pedanten, den obwohl er, ein Vierziger, als Justizrat verabschiedet war, die Konsistorialrätin immer noch nicht als Mann wollte gelten lassen, hat der überlegene Nefte, an ihn als Stubengenosse gefesselt, manchen bösen Streich gespielt. Um so inniger hing er an der herzlichsten Tante Sophie,

*) Aus dem im Almoschea-Verlag (Zürich-Leipzig-Wien) erscheinenden neuen Werke Richard von Schaukals über den Dichter, dem er zuerst 1905 („Die Dichtung“ Bd. XI) ein Buch gewidmet hatte. (Bgl. auch die Einleitung Schaukals zu den „Ausgewählten Werken“, Leipzig, Max Hesse 1908, und den ersten Band der kritisch erneuerten „Märchen“ Hoffmanns, die Sch. im Wegweiser-Verlag, Berlin 1920, herausgegeben hat.)

zumal nach dem frühen Tod einer jüngeren, die er als „Tante Süßchen“ in seinem „Kreisler“ verherrlicht. Ihre holde Erscheinung im „grün-taftnen Kleide mit rosafarbenen Schleifen“, lebt in der dankbaren Erinnerung des Mannes. Die See Rosabelverde, die den armseligen Krüppel „Klein Zaches“, auch einen von der Mutter vernachlässigten Knaben mild auf den Schoß zieht, trägt ihre verklärten Züge. Der frühe Tod der „anmuthigen Person“, ein Ereignis, das den tiefsten Eindruck auf den kleinen Ernst gemacht hat, beraubte das Kind des einzigen Gegenstandes einer Zärtlichkeit, die sich nunmehr in sein Innerstes zurückzieht. „Meine Jugendzeit“, klagt Kreisler, „gleich einer dürrn Haide ohne Blüthen und Blumen, Geist und Gemüt erschlaffend im trostlosen Einerlen.“ Das Haus der Großmutter, dessen kleiner Garten mit dem „großen blühenden Apfelbaum“ dem sonst nicht eben der Natur bedürftigen Dichter als ein süßes traumhaftes Erlebnis vor der Seele steht, beherbergt eine Wahnsinnige; es ist die Mutter von Zacharias Werner, die sich für die Mutter des Heilandes hielt. Im „öden Haus“ mögen Erinnerungen an die unheimliche Nachbarschaft erleben. Liebenswürdiger ist das Geheimnis einer anderen, der des „Fräuleinstifts“, das an die Gartenmauer stieß. Das „Stiftsfräulein von Rosengrünshön“ wird hier seine poetische Heimat haben. . . In die Einsamkeit des seelisch Verwaisten bringen die seltsamen Konzerte Abwechslung, die die Familie mit Regelmäßigkeiten pflegt. In sein „Sonntagsröckchen geknöpft“, sitzt der Kleine auf einem hohen Stuhl neben der Mutter und muß zuhören, ohne sich zu rühren. Aber „die besonderen Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler“ ergözen das phantasievolle Kind, dessen lebhaftes Beobachtungsgabe die „skurrile“ Umgebung weckt. Ein „großer ansehnlicher Mann“ in geistlicher Kleidung entlockt ihm durch sein Spiel auf der viola d'amore reichliche Tränen, ein anderer Verwandter läßt sich „gar angenehm und verlockend“ auf der viola di gamba vernehmen und Onkel Otto „handthiert mit barbarischer Virtuosität“ sicher und selbstbewußt das Spinett. Und so ist es denn gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern Kreisler-Hoffmanns „durch tausend Abern und Aederchen lauter musikalisches Blut läuft“, zumal, da schon der Vater, der in diesem Falle im Gegenfalle zu der sonst bei Künstlermenschen geläufigen Aufgabe der Mutter das geniale Element vertritt, selbst sehr musikalisch, freilich

wie überhaupt im Leben, nicht sehr taktfest gewesen sein muß. Mit Strenge ward der Knabe von dem Oheim, der ihn „im übrigen der Willkühr der Hauslehrer überließ“, die Musik zu treiben angehalten, aber erst nach ein paar Jahren regte sich in ihm, der bisher geradezu als „ein durchaus unmusikalisches Prinzip“ gegolten hatte, „der musikalische Geist so mächtig, daß er alles übrige überflügelte.“ Bald spielte Ernst — denn Kreislers wundervoll erzählte Jugendgeschichte ist ja wohl die nur im Unwesentlichen leicht veränderte des Dichters — „mehrere Instrumente mit einiger Virtuosität“, ja er hat sogar „zur Zufriedenheit der Meister und Kenner manches kleine Stück aufgesetzt“. Den größten Einfluß aber auf die musikalische Selbstbestimmung des Frühreifen übte ein Mann, der, wie ihn wenigstens der Kater Murr in seinen „Lebensansichten“ schildert, die grotesken Erfahrungen von Hoffmanns musikalischen Verwandten an Eigenart weit hinter sich muß gelassen haben, denn der Kater will „keine Gestalt, die ihm gleich oder auch nur ähnlich zu nennen“, jemals wieder erblickt haben. Der kleine hagere Mann, der als Meister Abraham Escov, wie ihn die Biographie Kreislers uns vorführt, ersichtlichermassen Züge von Hoffmanns eigenem Äußeren und innerem Wesen mit den Elementen porträtähnlicher Schilderung eines Unverlierbaren vereinigt, war der „alte eigensinnige Organist“ Poddzielski, dessen unwirksames Benehmen die packende Art, wie er gelegentlich „einen wackeren Satz, vorzüglich von dem alten Sebastian Bach, in seiner starken Manier“, gleich „einer geisterhaften graulichen Erzählung“ spielte, bei dem empfänglichen Schüler immer wieder ins Gleich setzte.

Mit zwölf Jahren hat das Wunderkind durch Phantasieren auf dem Klavier Aufsehen erregt. In der „Sermate“, im „Musikfeind“, sind die Erinnerungen gestaltet, die Kreislers Selbstschilderung und Hippels knappe Charakteristik von Hoffmanns Jugend ergänzen. Hippel, der Sohn eines armen Landpfarrers, war mit dem gleichaltrigen Ernst Theodor als Zehnjähriger zusammengetroffen und die Knaben haben einander fürs Leben gefunden. Da späterhin Hoffmann im Lateinischen und Griechischen einigermaßen zurückgeblieben war, kam auf den Rat des trefflichen Rektors der deutsch-reformierten Schule, Wannowski, der leichter fassende Klassengenosse als „Repetent und Mentor“ in das ungemüthliche Haus, und nun begann statt der verabredeten Lehrstunden in Abwesenheit des

„dicken Sir“ ein tollphantaſtiſches Treiben, das in unbarmherziger „Myſtikation“ des harmloſen Oheims ſeine Höhepunkte fand. Aber mit zunehmender Reife gelangte Ernſt auch in der Schule zu Anſehen. „Die Lebendigkeit der Darſtellung in ſeinen Arbeiten geſiel.“ Dazu macht Hippel eine Anmerkung, die ein ſcharfes Licht auf den erwachſenden Freund wirft: „Von ſeinen Miſſchülern war er wenig geliebt, denn ſein Wiß war ihre Geißel“. Erwähnen wir noch, daß Wieglebs „Natürliche Magie“ ein Lieblingsbuch, das Hoffmann durchs Leben begleitet und ſeiner Neigung zu mechaniſchen Kunſtſtücken gemäß, ſeine Schriften befruchtet, in dieſen Knabenjahren Winter über bereits ſeine Rolle ſpielt, und daß ſchon früh ſich ſeine Neigung kundgibt, „jede auffallende Geſtalt, jede Poſſierlichkeit als Karikatur zu bezeichnen“ — er hat auch dieſes ſein drittes Talent, das ſchwächſte, als Knabe emſig geübt und ſich darin zumal als „ſauber und korrekt“ erwieſen — ſo haben wir alle Elemente beſammen, die Temperament und Begabung des jungen Menſchen beſtimmen. Daß ihn im ſechzehnten Jahre eine unerwiderte Liebe zu einem blühenden Mädchen heftig erfaßte, wäre kaum bemerkenswert, wenn der Freund nicht zu ſeinem Bericht einen Ausſpruch des Verliebten anführte, der die ganze Leidenschaftlichkeit von Hoffmanns ſtets geradeaus gerichteten Weſen veranſchaulicht: „Da ich ſie einmal nicht durch die Annehmlichkeit meines Äußeren intereſſieren kann, ſo wollt ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele, damit ſie mich wenigſtens anſähe.“ Vergleicht man damit die Charakteriſtik, die Hoffmann im Kreisler von Abraham Iſcov entwirft, und die neßt durchdringendem Verſtand und tiefem Gemüt „eine ungewöhnliche Erregbarkeit des Geiſtes“ hervorhebt, ſo ergibt ſich aus dieſem Spiegel ein eindeutiges Bild des Jünglings, der, die „Notwendigkeit der eigenen bizarren Erſcheinung“ ebenſo deutlich empfindend, wie er, gleich ſeinem Meiſter, „das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu rufen“, ſchon damals an ſich mag feſtgeſtellt haben. Und ob nun „der wunderliche Orgelbauer“, eine der feſſelndſten Schöpfungen des Dichters, oder ein anderer „den Keim des tieferen Humors, der in des Knaben Innern lag“, „zu hegen und zu pflegen“ ſich hat angelegen ſein laſſen, jedenfalls gebiehet dieſer Keim, durch die Umgebung begünſtigt, ſattſam in dem fruchtbaren Erdreich einer wahrhaft vulkaniſchen Seele.

Merkwürdig bleibt es, daß neben dieſem, von den Seinen überhaupt, mit Ausnahme der Tante Sophie, kaum geahnten genialen Kinde die Mutter, „ein Bild der Schwäche und des Gemütskummers“, „in krankhaftem Zuſtande nur vegetierte“. „Was hat mir das Geſchick für Verwandte gegeben!“ ruft einmal geradezu verzweifelt der Einſame. Aus dieſem Gefühl heraus entwickelt ſich in Hoffmann, der das Bedürfnis nach hingebender Mitteil ung durch die ihm unangemeſſene Umgebung ſo lange Zeit in ſich hatte gehemmt ſehen müſſen, ein an Leidenschaft ſteti g wachſendes Freundschaftsempfinden. Theodor v. Hippel bezog mit 15 Jahren die Uni verſität, Ernſt erſt ein Jahr ſpäter (1792). Jener trat in den Staatsdienſt an der „Regierung“, dem Obergericht, in Marienwerder, dieſer im ſelben Jahr (1795) an der Königsberger Regierung. Bald aber trennten ſich die Wege der Freunde: Hippel, der das von ſeinem berühmten Oheim für die Familie geſchaffene Fideikommiß Leiſtenau als Majoratsherr übernahm, ſchied aus dem Staatsdienſt und verheiratete ſich, Hoffmann aber hatte, ungleich dem vom Geſchick ſcheinbar auf die ſichere Höhe getragenen Freund, den erſten heftigen Anſturm ſeines Schickſals zu überſtehen, „er hatte ein Herz gewonnen, das er ſein nennen und doch nicht beſitzen durfte.“ Es war eine reizende junge Frau, Dora Hatt, faſt noch ein Kind an einen Fünfzigjährigen geſellt, den ſie verachtete. Hoffmann, der die neun Jahre ältere in der Muſik unterrichtete, trank in vollen Zügen „den Becher der höchſten Luſt der Liebe“, aber das Bewußtſein des Mißverhältniſſes brachte „eine Zerriſſenheit in ſeine Seele, deren Wunden bis an ſeinen Tod noch kenntlich waren.“ So urteilt Hippel über ein Erlebnis, das den Tugendlichen ſchnell und über ſeine Jahre hinaus gereift hat. Es hat ſich in anderer Tonart dem Manne wiederholt in Julia Marc, die eben in dem Jahre geboren ward, als Hoffmann „in einer Art Betäubung oder Rauſch“ ſich durch die Flucht Beziehungen entzog, denen er zu unterliegen fürchtete. 1796 verläßt er Königsberg, um in Groß-Glogau bei einem Oheim, ſeinem Paten, dem Regierungs- und Konſiſtorialrat Johann Ludwig Dörſer, nach dem Beſchluß der Familie, der dieſesmal eigenen Wünſchen wenigſtens nicht geradezu widerſprach, ſeinem zerrütteten Daſein wieder einigen Halt zu gewinnen. Er hat ſich damals, von der Lektüre hingeriſſen, dem Don Carlos verglichen. Die Glogauer Jahre, ſo einſörmig der Auf-

enthalt bei den „durch seine gesellige Bildung ausgezeichneten“ Verwandten verlief, sind für ihn förderlich gewesen. An dem Maler Molinari fand er eine Zeit lang einen Umgang, der seiner Phantasie „neuen Schwung“ gab; ein Mensch, „gebaut wie der Vatikanische Apoll“, mit dem Kopf eines Giesko, dessen „Werke der Feuer Geist des Italiäners belebte“. Er vergleicht sich ihm: „beide Kinder des Unglücks — beide verdorben vom Schicksal und sich selbst.“ In den „Eligieren“ taucht die dämonische Erscheinung auf. Auch die „Jesuitenkirche in G.“ verknüpft die Erinnerung an den ergötzlichen Einfall des Juristen, sich am Ausmalen der Kirche zu beteiligen, mit der Erzählung von den abenteuervollen Schicksalen eines an Molinari gemahnenden Künstlers. Wichtiger ist die Bekanntschaft mit dem Musiker Johannes Hampe, der als Johannes Kreisler dem Freunde die Unsterblichkeit dankt. Denn Kreisler, in dem sich Hoffmann in Bamberg zunächst eine bequeme Maske schuf, darin mit bitterem Humor seine „musikalischen Leiden“ vorzutragen, trägt wohl außer dem Namen in ununterscheidbarer Mischung mit denen Franz von Holbeins die äußeren Züge des durch und durch von Musik erfüllten Freundes. Da Hoffmann in seinem Hauptwerk*) wie in manchem früheren sein von ihm selbst schon von Jugend auf beobachtetes Wesen in zweifacher Verkörperung darstellt (wie ja auch die Gesiebe hier in Dur und Moll, in südlicher Sinnlichkeit und in deutscher Jungfräulichkeit, gestaltet ist), hat er Kreisler, der bis dahin sozusagen noch keine äußeren Formen besessen hatte, sondern von Innen heraus seinen Schöpfer aussprach, eine der eigenen bizarren Häßlichkeit wie das Ideal der Wirklichkeit gegenüberstehende Erscheinung verliehen, die keineswegs erfunden ist.

Endlich hat er, der bei einem Besuch in Königsberg „Cora“ wiedergesehen und den Traum einer dauernden Verbindung mit der nur für ihn Lebenden „nicht den Mut aufbrachte in die Wirklichkeit überzuführen“, müde und gelangweilt „mit der Vergangenheit ganz abgerechnet“ und sich mit seiner Kusine Minna Dörffer verlobt (1798). Kurz darauf legte er die Referendar-Prüfung ab. Die Resignation, die den vermeintlichen Weise endgültigen Eintritt in ein ebenes bürgerliches Leben bebingt hatte, hielt nicht lange vor. Die

Verlebung ist später von Posen aus zurückgegangen. Aber auch sie hat als ein für den Dichter mehr als bloß merkwürdiges, ja geradezu als entscheidendes Ereignis gewirkt. Veronika im „Goldnen Topf“ und Albertine Vogwinkel in der „Brautwahl“, von andern beläufigen blassern Gestalten abgesehen, wiederholten es nicht nur auf das Anschaulichste, sondern versinnbildlichen bedeutend eine für Hoffmanns Künstlerethik ausschlaggebende Idee, die anmutige Belanglosigkeit der irdischen Liebe, die zur bürgerlichen Ehe führt. Aber erst die Julia-Tragödie des Sechszwanzigjährigen hat die wundervolle Vorstellung von der „Liebe des Künstlers“ gezeitigt, während die zweite der für Hoffmanns Schaffen grundlegenden Anschauung, die des reinen Jünglings, dem sich die höhere Welt erschließt, jedenfalls ihre Wurzeln in den Jugendfreundschaften (Hippel, Hampe) hat und der idealisierenden Kraft seiner eigenen Freundschafts-eidenenschaft ihre dichterische überzeugende Macht dankt.

An der Schwelle der nunmehr im Ausblick auf die Gründung eines eigenen Hausstandes energisch einsetzenden Berufstätigkeit hat der in drei Künsten Dilettierende — zwei von Schillers „Geisterscher“ und Grosses „Genius“ beeinflusste Romane aus dem Jahre 1795 sind verloren gegangen — zum erstenmal den „reisenden Enthusiasten“, eine seiner liebenswürdigsten Verwandlungen, wirklich vorstellen dürfen: er hat das Riesengebirge und Dresden kennen gelernt, die Natur und die große Kunst trinken in sich aufgenommen. Dann genoß er in Berlin, wohin er dem dahin berufenen Oheim gefolgt war, bunte Geselligkeit, bürgerliches Welttreiben und den künstlichen Zauber des Theaters. Eine neue merkwürdige Freundschaft ist der dauernde Gewinn der zerstreuten Ubergangsepoche, die zu Franz von Holbein, den er zwölf Jahre später in Bamberg wiederfinden sollte. Er besteht mit Hippel gemeinsam das Assessorexamen und wird der Regierung in Posen zugeteilt, 1800. Die Jugendentwicklung ist abgeschlossen. Hoffmann, den wir aus den herzlich-unmittelbaren Briefen an Hippel*) als einen innigen, schwärmerischen, melancholischen, zu Zeiten ironisch-satirischen, hochbegabten, aber in sich selbst noch unklaren Menschen kennen gelernt haben, tritt uns nunmehr als selbständig-übermütig sein Lebensschifflein steuernd

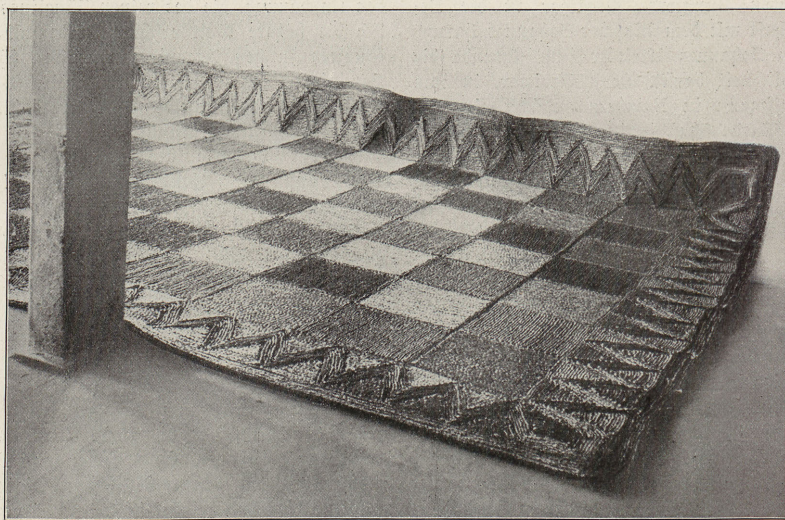
*) Das Kreislerbuch, Texte, Kompositionen und Bilder von E. T. W. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller. Insel-Verlag, Leipzig 1903.

*) Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft. Zusammengestellt von Hans von Müller (Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr, 1. Band). Berlin 1912, Verlag von Gebrüder Paetel.

der Mann entgegen; alle Weichheit schwindet aus seinem Gehaben; der Hoffmann seit 1800 ist, mag ihn auch bei wiederholtem Scheitern sehnlich gehegter Pläne verzweifelte Stimmung packen und eine Strecke lang hinschleifen, schon der Meister des Lebens, als den wir den mutigsten aller deutschen Dichter bewundernd hochachten.

Nachgetragen seien drei Todesfälle, die jeder anders auf den bei aller Anschlußfähigkeit innerlich immer wieder Vereinsamenden gewirkt haben. Der des verehrten Großonkels Vöteri, dessen prächtige Gestalt, „ein Heros der alten Zeit“, den ersten Teil des von süßer „Cora“ hatt-Stimmung erfüllten „Majorats“ mit

kräftigen Grundtönen durchschreitet; der der Mutter, ein unheimlicher Eindruck, namentlich durch die fast gleichgültige Gelassenheit, die ihn vermerkt; der des Vaters, der wehmütig nachhallt: Die Liebe zu einem unerlebten Ideal erschafft den unbekannten Verlorenen zum Gewinn eines den Jünglingsreisetritt ins Leben beschwerenden Verlustes. Sanft leuchtet über allen Wirrnissen und erlahmenden Aufschwüngen eines gehemmten Daseins der Stern der Freundschaft: die Zeit Königsberg, Posen, Berlin trägt in verzogenen Rokokolinien — denn ihre Instrumentierung ist achtzehntes Jahrhundert: Rousseau, Werther, Schiller, Bundesroman — den Namen Hippel.



30 qm großer Binstenpeppich

Eine neue Industrie Ostpreußens

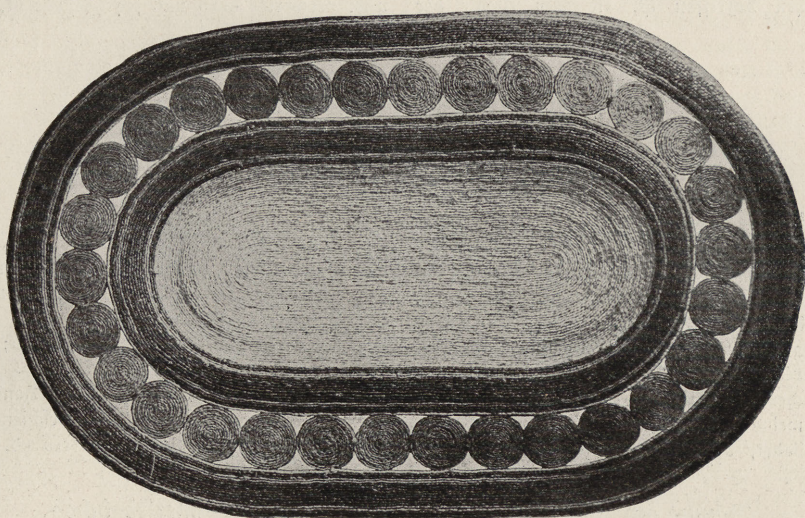
Von Herbert Burjan

Die Binsen-Industrie ist im Westen Deutschlands Jahrzehnte alt und der niedersächsische Bauer hat seit Jahrhunderten seine Stuhlsitze mit Binsen besflochten und sich damit den dauerhaftesten Stuhlsitz geschaffen, an dem er auch heute noch festhält. In Niedersachsen, in dem Malerdorf Worpswede, wurde diesem Stuhlsitz von Künstlern die verdiente Achtung geschenkt, so daß bald der „Worpsweder Stuhl“ ein beliebter Artikel des Großhandels wurde. Aehn-

lich erging es den gleichfalls aus Binsen in verschiedener Art hergestellten „Worpsweder Matten“. Sie wurden in lustigen kräftigen Farben hergestellt und waren wegen ihres kunstgewerblichen Charakters und ihrer Wohlfelheit ein beliebter Bodenbelag moderner Wohnungen. Die Kriegszeit brachte, wie in anderen Industrien, auch hier einen Stillstand, der anfangs wegen Unterbleibens der mühsamen Binsenernte beharrlich schien, dann aber um so

schneider behoben wurde, als die Stoffteppiche in rasendem Tempo zu unerreichbarer Höhe eilten; denn der Binsenteppich hat sich als vollkommener Ersatz für den teuren Stoffteppich bewährt und hat den großen Vorzug, daß er, wie kein anderer Bodenbelag, warm hält vermöge der eigenartigen Beschaffenheit der Binse.

Tilsiter Mattenslechterei Nachahmung in Insterburg und Königsberg mit mehr oder weniger Erfolg gefunden hat, regt sich das Interesse auch in Ostpreußen, aber noch ist der Westen das Hauptabgabebiet. Die Mattenslechterei in Tilsit hat ihre gewöhnlich geschätzten Muster (wie nebenstehende Abbildungen) speziell nach Berlin



Binsemmatte mit buntfarbigem Rand

Die Binse besteht nämlich aus unzähligen Luftzellen und bildet als Geflecht eine starke Isolierschicht gegen Kälte. Im Jahre 1918 erkannte der Maler B., daß Ostpreußen das Land der Binse ist, und gründete mit bescheidenen Mitteln in Tilsit eine Binsennatten-Slechterei, die sich bis heute zu einem ansehnlichen Betrieb entwickelt hat. Trotz wiederholter Schaustellung der Fabrikate und Ausstellung z. B. auf der Ostmesse in Königsberg gelang die Einführung der Binsennattenfabrikate sehr schlecht dank der alten Regel: „Wat de Buer nich kennt, dat fritt er nich“. Als Absatzgebiet kam lediglich der Westen des Reiches in Frage. Erst in letzter Zeit, nachdem die



Hocker mit Binsensitz

und Leipzig, dann nach dem Rheinland und weiter nach der Schweiz, nach Dänemark und Holland geliefert, und dieses darf wohl als Zeichen dafür gelten, daß die Kunden im fernen Westen ein gleich gutes und wohlfeiles Fabrikat nicht aus ihrer Nähe beziehen können. Dies allerdings wird den nicht Wunder nehmen, der die ungeheuren Binsenbestände in Ostpreußen kennt und weiß, daß die Binsenernte — richtig angefaßt — hier keine Schwierigkeiten machen kann. Das Tilsiter

Unternehmen, die gerichtlich eingetragene Firma „Bins“, krankt leider daran, daß es sich in zu engen Grenzen hält und nicht einmal in der Lage ist, den zahlreichen Aufträgen aus

dem Westen gerecht zu werden. Da der Inhaber und Leiter der Firma aus künstlerischen Neigungen in Kürze zum Westen zurückkehrt, liegt die Gefahr vor, daß dieser Betrieb in falsche Hände gerät und dem Einschlagen anheimfällt. In der bescheidenen Stadt fehlen leider die Kreise, die erkennen, daß in der Verwertung der Binse eine Industrie im Entstehen begriffen ist, die zum Wohle der

ganzen Provinz einmal erheblich beitragen wird. Denn die Haff-Binse ist nicht allein für obige Zwecke verwendbar und als die vorzüglichste Flechtbinse gelobt, sondern sie ist zusammen mit den übrigen in ihrer Gemeinschaft wachsenden Schilfsorten ein Bodenerzeugnis, das neuerdings zur Papierfabrikation, zur Herstellung von Futtermitteln, Zucker, Branntwein usw. verwertet wird und sehr gesucht ist.



Sizilianen

Von Gertrud Liebig

Mein Meer

Ich höre oft im Traum das wehe Stöhnen,
mit dem mein Meer den Heimatstrand umschlang,
Choräle aus der Silberorgel dröhnen
als des befreiten Kämpfers Lob und Dank;
denn wie sich über Wogensturz und -Krönen
landsuchend sonnenwärts die Mäwe schwang,
kreist meine Sehnsucht um die wilden, schönen
Sturmlieder, die mir einst die Ostsee sang. —

Ausflug

Gedränge. Hitze. Frohe Sonntagsmienen.
Staub. Schirme. Tücher. Taschen mit Proviant.
Scheibengeklirre, flatternde Gardinen.
Vorüber dreht sich Dorf und Wiesenrand;
Kleeäcker duften und ein Feld Lupinen.
Der Wald reckt grüßend seine grüne Hand.
Die breite Roggenflur glänzt sonnbeschienen
und dort die See, ein blaues Silberband.

Bäume am Morgen

Sie, die sonst rauschend ihren Schöpfer loben,
stehn still, als wagten sie zu atmen nicht;
nur ihre Arme recken sie nach oben,
sehnüchlich tastend nach dem Himmelslicht.
Die frommen Beter, die das Haupt erhoben
in stummem Flehn zu Gottes Angesicht,
erschauern tief — und stehen glanzumwoben,
weil über sie der Herr den Segen spricht.

Schummerstündchen

Und nun — im Schaukelstuhl die Glieder dehnen.
Wie traulich ist ein Schummerstundenschwäzchen
und wie beschaulich das Im-Fenster-Lehnen.
Nur Tantchen trennt sich nicht vom Nähstischplätzchen
und kramt noch in den bunten Seidensträhnen.
Zu ihren Süßen schnurrt das schwarze Käzchen.
Die Lampe sieht ein unterdrücktes Gähnen
und Miezes mummligweiches Schlummerfräzchen.

Die alte Truhe

Schon längst zerstückt'ne seidene Gewänder,
metallbeschlagne Bücher, andre Hosen:
Riechkäse, Atlaschuhe, Spitzen, Bänder —
verblaßte Bilder mit gepreßten Moosen —
mit Schnörkelschrift, vergilbt, zerfetzt die Ränder,
ein Päckchen Briefe und dazwischen Rosen.
Flakons, Buketts — — Wer war einmal der Spender?
Wer schrieb die Briefe einst mit Federposen?



Märchenfahrt durch Ostpreußen

Von Elsa v. Bockelmann

Im bunten Kleid, den Rucksack voll lustiger Märchen auf dem Rücken, wetterfeste Stiefel an den Füßen, so wandere ich zur Kleinbahn, die mich in das üppige Sommerblühen des Werders hineinschaukelt.

Ja — so eine Märchenreise!

Während der Fahrt himmelt die Glocke an der Lokomotive beständig: „Gebt acht, gebt acht, ihr Kühe, ihr Bauern — das Zügle kommt!“ Man hat Zeit — ganze Berge von Zeit — es ist herrlich. Die Augen sehen weit, der Himmel hängt wie eine Kristallglocke über dem flachen Lande! — Etwas, was schöner ist als eine Musikkapelle mit Geigen und Trompeten, empfängt mich, als ich aus dem Zügle klettere, Lerchen sind's — Hunderte von Lerchen. — Wohin nun? — Da steht eine Pumpe, der Schwengel knarrt und quietscht, ein Mädchen schwenkt ihn kräftig hin und her und ein Wasserstrahl plumpert sich in den blühblauen Eimer.

„Guten Tag!“

„Tag!“ die Hände werden abgetrocknet, Kinderaugen sehen mich an.

„Wo ist das Wirtshaus?“

„Da!“ Und dann kommt ein Lachen in das Gesicht.

„Seint Se de Märchenfru?“

„Ja, woher weißt du denn etwas von einer Märchenfrau?“ frage ich.

„Der Herr Lehrer sagt, Se hebe geschrewn,“ und dann läuft sie mit ihren nackten Füßen über die Dorfstraße.

Ich sitze im Wirtshaus. Vor der Tür hängt mein Plakat. Mutter Justine in der sauberen Schürze und dem schwarzen Kopftuch stellt eine dampfende Schüssel mit süßer Milchsuppe vor mich hin und setzt sich zu mir.

„Nu kiken Se mal! Nu kiken Se mal!“ Ich kik durchs Fenster. Die Schule ist aus, die Kinder drängen um das Plakat. Mein Freund hat es gemalt, es ist schön. Da liegt eine goldene Märchenkrone auf dem Moos, durch die eine Tanne gewachsen ist, — o, wie alt ist die Tanne und die vielen Jahre haben der Märchenkrone nichts nehmen können von ihrer Pracht — kein Wetter, keine böse Hand hat ihr etwas angetan! Drum springen auch die sieben Zwerge so herzfrohlich um sie herum. Ja, springt nur

ihr Zwerge, unsre Märchenkrone kann uns Niemand rauben. Und du lieber Freund in der fernen Stadt hab Dank.

Kinder klettern von außen am Fenster in die Höh, oder stehen, sich gegenseitig schubsend, verlegen in der Tür — kichern — laufen in ihren Holzpantoffeln polternd davon. Da ruft's, und es klingt wie ein Vorwurf: „Da ist ja noch ein junges Wiew!“ Eins halt ich am Sopf fest.

„Wie habt ihr euch denn die Märchenfrau gedacht?“

„So 'ne Großmudder!“ kam's langsam heraus.

„Mit Strickstrumpf und Brille?“ Ein Kopfnicken.

Feierabend ist's. Ich gehe in die Schule, in der ich Märchen erzählen will. Wie über eine Wiese voller Gänseblümchen muß ich um die Kinder treten, die da in der kleinen Schulstube sitzen und stehen. — So viele sind's, daß ich auf meinem Stuhl nicht Platz habe. Ich setze mich auf den Tisch. Der Herr Lehrer hat neben mich große rote Blumen gestellt.

„Schischischischisch.“ Drei Kinderköpfe liegen mit aufgestülptem Arm auf meinem Schoß, Ich erzähle und — o, ich freu mich — es wird still — mäuschenstill. Hier und da gähnt mich wohl ein rosiges Kindermäulchen an, dort ist ein Kleines eingeschlafen, aber ich hab Glück gehabt, die Kinder kommen, geben mir die Hand und danken. Da — ein verächtlicher Blick.

„Hat es dir denn nicht gefallen?“

„Ne — es kommt ja nich' emal ein Bär vor.“ Schade, daß sich nicht Bärenmärchen wie Äpfel von den Bäumen schütteln lassen.

Viele Dörfer habe ich durchwandert und immer ist es gut gegangen. Der Jasmin ist verblüht. Ein Fischerdorf, weit von der Eisenbahn entfernt, wartet auf mich. Das Fischerdorf ist mein Endziel. Kinder zeigen mir den Weg — sie haben Zeit — es ist Sonntag. Ein Wagen kommt daher gerollt, das klingt ordentlich lustig, und wie er bei mir ist, ruft ein freundliches Bäuerlein: „Huppen se man up!“ Neben einem dicken Mehlsack sitz ich, die Kinder winken, ich winke, dann sind wir um die Ecke, der Wald nimmt uns auf. Ein Dorf. Wieder Wald — wieder Dorf.

„Brrr!“ — Ja, was ist denn los? Das Bäuerlein ist vom Wagen geklettert und wirft mir die Leine zu.

„Passen Se en beten uff — die Viehhärs sind wild — ick will einen heben.“

Ich wart $\frac{1}{4}$ Stunde, eine halbe Stunde und noch länger und rufe schließlich ungeduldig: „Herr Esau, die Pferde gehen mit mir durch.“ Kommt das Bäuerlein wütend herausgestolpert: „Dummes Frauensmensch — Märchen kann se vertelln — aber nicht emal de Lins holn!“

Wir sind am Ziel. Die Gaststube ist geräumig. Etwas zag setze ich mich auf das schwarze Ledersofa mit den weißen Porzellananköpfen. Nicht weit von mir sitzen nämlich junge und alte Fischer, rauchen, trinken, zeigen mit dem Daumen nach mir hin. Jetzt streckt ein Fischer seine Beine lang in die Stube und rückt mit seinem Stuhl zu mir hin: Auf hochdeutsch sagt er: „Wenn Sie die Märchenfrau sind, dann seien Sie man nicht so ängstlich, wir sind nicht so schlimm, aber eine Musik können Sie bestellen — dann kommen wir auch, und heut ist Sonntag.“

„Kinder, wer mir den Weg zum Schneider Ude zeigt, der aufspielen kann, dem schenk ich eine Eintrittskarte zum Märchenabend.“

Na, sie folgen mir wie dem Rattenfänger von Hameln.

Die Fischerhütten haben etwas Geducktes. In den Vorgärten spielt der Wind mit den Stockrosen und drückt sie gegen die schwarzen Latten der Zäune, die mit schweren Netzen behängt sind. Vor den Türen sitzen Fischer, sie flicken Netze.

„Guten Tag!“

„Tag!“

„Heute Abend fahren sie in See“, erzählen die Kinder. Im letzten Haus wohnt das Schneiderlein. Er sitzt auf dem Tisch und näht trotz des Sonntags an einem schwarzen Rock. Ein

Brummer summt, eine Uhr tickt, ein bißchen nach Fischer riecht es. Ueber rote Blumen schaut man weit ins Meer. Er nickt — er wird kommen.

Diesmal stehe ich auf einer ganz richtigen Bühne und erzähle. Vor mir dicht gedrängt Kinder, dahinter an Tischen junge, alte Fischer, stattliche Frauen und Mädchen. Bier wird gereicht — man zecht unbeirrt um mein kleines Elfschen, das gerade so herzbrechend weint.

„Na — Prost!“ Und dann der Tabaksqualm. Pause.

Das Schneiderlein spielt auf der Ziehharmonika: „Nun ade, du mein lieb Heimatland.“

„Kinder, singt mit!“ Fröhlich stimme ich ein, doch o Schreck — ich singe allein, alles lacht, lacht, lacht! Und dann — ja, was ist denn das? Die Ziehharmonika macht lustige Sprünge und ist auf einmal mitten in einem Walzer. Tische und Stühle werden beiseite geschoben.

„Märchenfru — kommen Se, wir wollen mal tanzen.“

„Ich bin aber noch lange nicht fertig“, sage ich klaglich.

Na, ich bin schön mit meinen Märchen reingefallen, aber trotz allem war dies der schönste Tag meiner Märchenreise.

Es dunkelt schon, als ich durch den Wald zurückwandere. Ein altes Mütterchen kommt nachgehumpelt.

„Märchenfru — vertellen Se mir noch mal dat vom Essigsuren und der honigseußen Prinzessin. Ich heu's nicht verstande.“

Ich erzählte. Köstlich ist es, mit der schlichten Frau zu wandern.

Ja, derbe Stiefel braucht man fürs Land, aber die Augen werden blank und die Gedanken hell. — Stunden-, tage-, wochenlang könnt ich von dem erzählen, was ich erlebt.

Bei Frau Aja

Von Franz Mahlike

Wohnstube des Frankfurter Goethehauses. Dämmerstunde am Kamin. Frau Rat im Armstuhl, schaut in die knisternde Glut.

Frau Aja im Selbstgespräch: Ich muß einen haben, mit dem ich erzähle von ihm, die andern hören mir alle nicht so zu, und wenn sie so schwächt — — —

Bettina (kommt herein, knickt und küßt Frau Ajas Hand): Liebste Frau Rat!

Frau Aja umfaßt mit beiden Händen Bettinas Rechte: Kommt natürlich wieder hereingetollt wie ein Junge und lauter Blicke hast in den Augen, Mädchen. Wenn dich so der Wolfgang sähe!

Bettina: Der Wolfgang, ja! — Ich hab ihm was mitgebracht aus Köln. (Sie entschnürt ein Paket.) Diesen Krug, schenk Sie ihn Ihrem Sohn von sich, das wird Ihr besser Freude machen,

Frau Aja: In Köln warst schon wieder, du Zigeuner?!

Bettina warft den Kopf etwas auf die Seite und nickt, daß ihr die Lockenkringel weit ins Gesicht fallen.

Frau Aja: Setz dich, erzähl mal!

Bettina (holt sich die Fußbank, setzt sich zu Frau Ajas Füßen an den Kamin. Die Glut zaubert einen bronzenen Kranz um ihr schwarzes Haar und vergoldet ihr feines Profil. Zu Frau Aja aufschauend): Das ist eine wunderliche Stadt, Köln. Alle Augenblick hört man eine andere Glocke läuten, es klingt hoch und tief, dumpf und hell von allen Seiten durcheinander. Da spazieren Franziskaner, Minoriten, Kapuziner, Dominikaner, Benediktiner aneinander vorbei, die einen singen, die anderen brummen eine Litanei, und wenn sie aneinander vorbeikommen, da begrüßen sie sich mit ihren Fahnen und Heiligtümern und verschwinden in ihren Klöstern. Im Dom war ich gerade bei Sonnenuntergang, da malter sich die bunten Fensterscheiben durch die Sonne auf den Boden ab, ich kletterte überall in dem Bauwerk herum und wiegte mich in den gesprengten Bögen.

Frau Aja hebt drohend den Finger: Leichtfuß du.

Bettina: Ich muß Ihr doch alles ehrlich erzählen, weil Sie meine Mutter ist. — Und da oben, ach, das war Ihr recht gefährlich vorgekommen, wenn Sie mich vom Rhein aus in einer solchen gotischen Roste hätte sitzen sehen. Es war auch gar kein Spaß. Ein paarmal wollte mich der Schwindel antreten, aber ich dachte: sollte der stärker sein wollen als ich? — und erpreß wagt ich mich noch weiter. Wie die Dämmerung eintrat, da sah ich in Deuz eine Kirche mit bunten Scheiben von innen illuminiert, da tönte das Geläut herüber, der Mond trat hervor und einzelne Sterne. Da war ich so allein, rund um mich zwitscherte es in den Schwalbennestern, deren wohl tausende in den Gefsimen sind, auf dem Wasser sah ich einzelne Segel sich blähen. Die andern hatten unterdessen den ganzen Kirchbau examiniert, alle Monumente und Merkwürdigkeiten sich zeigen lassen. Ich hatte dafür einen stillen Augenblick, in dem meine Seele gesammelt war, und die Natur, auch alles, was Menschenhände gemacht haben und mich mit, in die feierliche Stimmung des im Abendrot glühenden Himmels einschnitzte. — Versteh Sie das, oder versteh Sie das nicht, es ist mir einerlei. Ich muß Sie freilich mit

meinen übersichtigen Grillen behelligen, wenn sollte ich sie sonst mitteilen.

Frau Aja, ganz ernst: Mädchen, manchmal krieg ich Angst um dich.

Bettina: Mutter, hab Sie keine Sorge um mich.

Frau Aja: Ja, du bist mir so ein wilder Racker, und manchmal wieder träumst du hin und fängst Grillen. Bald bist ein Nachtvogel, wo alle ehrlichen Leute schlafen, hast etwas zu bedenken, und marschierst durch den Garten an den Rhein in der kalten feuchten Nachtlust. Du hast eine Natur von Eisen und eine Einbildung, wie eine Rakete, wenn die ein Funke berührt, so platzt sie los. Und was der Wolfgang würde sagen, wenn seinem Kinde was zustoßen täte. Uebrigens, der Wolfgang läßt dir schöne Grüße sagen, hab gestern einen Brief von ihm gekriegt.

Bettina, aufgeregt: Ja?

Frau Aja zieht den Brief aus der Taillle und reicht ihn Bettina:

Bettina (rückt mit der Fußbank nahe an den Kamin und liest, läßt den Brief in den Schoß sinken und lacht auf: Die Staël. Sie mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist etwas kurioses, keine Andere kann sich mit ihr messen, sie ist wie Brantwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Brantwein bigelt auf der Zung', und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Sämann in die gelockerte Erde, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Erde und trägt goldene Aehren. Da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau, und will doch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre.

Frau Aja: Ei, du vorwitziges Mädchen, hüt deine Zunge und red nicht so leichtfertig von Leuten, die du nicht kennst.

Bettina, in überlegenem Ton: Frau Rat, jetzt werd ich Ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zur Nacht gegessen habe; keine Frau wollt neben ihr sitzen bei Tisch, da hab ich mich neben sie gesetzt. Es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen und ihr ins

Geficht zu sehen; sie bogen sich weit über mich. Ich sagte: Vos Adorateurs me suffoquent! Sie lachte. Nachher hörte ich ihr zu, wie sie von dem Wolfgang sprach. Sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt. Sowohl sein Benehmen, wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle. Frau Rat, ich wurd zornig über diese Reden, ich wendete mich an Schlegel und sagte ihm auf deutsch, die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung: wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helben aus dem Ärmel schütteln kann, die den Franzosen so imponieren. Wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist. Der Schlegel hat unrecht, daß er ihr keinen besseren Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde. Ich trat drauf und schubste es mit dem Fuß auf die Seite und ging fort. Das war die Geschichte mit der berühmten Frau. Ich liebe Ihren Sohn, und die andern sollen nur keine weiteren Präensionen machen. Sie fragt zwar, ob ich ihn allein gepachtet habe. Ja, Frau Rat, darauf kann ich Ihr antworten, ich glaub, daß es eine Art und Weise gibt, jemand zu besitzen, die niemand streitig machen kann; diese übe ich an Wolfgang. Vor ihm tue ich zwar sehr demüthig, aber hinter seinem Rücken halte ich ihn fest. Und da müßte er stark zappeln, wenn er los will.

Frau Aja: Du sollst fleißig an ihn schreiben, hörst du? und schreib ihm aber ordentlich.

Bettina: Tue ich das nicht? Sieben Briefe habe ich jezt von ihm. Er hat mir an den Rhein geschrieben. (Sie kramt einen Brief hervor und liest): Halte meine Mutter warm und behalte mich lieb. — Diese lieben Zeilen sind in mich eingedrungen wie ein erster Frühlingregen. Ich bin sehr vergnügt, daß er verlangt, ich soll ihn lieb behalten. Ich weiß es wohl, daß er die ganze Welt umfaßt, ich weiß, daß ihn die Menschen sehen wollen und sprechen, das ganze Deutschland sagt: Unser Goethe! — Im Frühjahr blühte der Orangenbaum in meinem Zimmer. Ich ließ mir einen Tisch drum zimmern und eine Bank, und in seinem dufenden Schatten habe ich an meinen Freund geschrieben. Das war eine Lust, die keine Weisheit mir ersetzen konnte. Im Spiegel

gegenüber sah ich den Baum noch einmal und wie die Sonnenstrahlen durch sein Laub brachen. Ich sah sie darüber sitzen, die Braune, Vermessene, — an den größten Dächern, an den Erhabenheiten über alle zu schreiben.

Frau Aja: Ei, Mädchen, mich wundert, daß du noch kein End finden kannst und nicht in einem Stück fortshawäst, bloß um selbst zu erfahren, was alles noch in deinem Kopf steckt.

Bettina: Ach Gott, der Mensch hat ein Gewissen, das ihn mahnt, nichts zu fürchten und nichts zu versäumen, was das Herz von ihm fordert. Und die Liebe ist doch der einzige Schlüssel zur Welt, und da fühl ich, daß durch Ihren Sohn die Welt sich mir erst aufschließt. Was ich durch diese Liebe nicht lerne, das werde ich nie begreifen. Ich wollt, ich säß an seiner Thür, ein armes Bettelkind und nähm ein Stückchen Brod von ihm und er erkannte dann an meinem Blick, wer ich bin. Da zög er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Ach, damals in der Sturmnacht, ja da trug er mich unter dem warmen Mantel in seinen Armen so weit.

Frau Aja: Du schenkst mir eine tiefe Stunde, Kind, Wolfgang ist bei uns.

Bettina: Frau Rat, Sie hat ihn geboren und Sie hat Ihren Sohn lieb. Mag er auch noch so weit fort sein, er ist doch immer auch bei mir. Und wenn meine leiblichen Augen ihn nicht sehen, wo ich geh und steh, da spür ich heimlich sein Wandeln um mich. Und in der Nacht ist er die Decke, in die ich mich einhülle, und am Morgen ist er es, vor dem ich mich verhülle, wenn ich mich ankleide. Niemals mehr bin ich allein; in meiner einsamen Stube fühl ich mich verstanden und erkannt von seinem Geiße.

Frau Aja: Werd mir nicht krank, Mädchen, steh auf aus deinem Bett und nimm und wandle. So hat der Herr Christus gesagt zum Kranken, das sag ich dir auch. Dein Bett ist deine Liebe, in der du krank liegst, nimm sie zusammen und erst am Abend breite sie aus und ruhe in ihr, wenn du des Tages Last und Hitze ausgestanden hast.

Bettina bettet ihren Kopf in Frau Ajas Schoß: O Mutter!

Frau Aja liebkost ihren Scheitel: Mein Schäfle.

Empfindsame Lustreise

Von Karl Peter

Den Glauben an das Große aber — den mit Beharrlichkeit die Zeitgenossen aus uns treiben — droben zwischen Himmel und Erde überkommt er dich und alles Kleine und Kleinfleie fällt von dir ab wie böse Träume dich im hellen Sonnenlichte fliehen!

Das Land der Deutschen mit der Seele suchend, schafft es mir auf meinen Wanderfahrten an und ab tiefinnerste Beglückung, wenn ich mich aus der Erdenenge aufwärts in die Lüfte heben kann. Wenn auch Freiheit ein geistiges Ziel ist und des Menschen Wille sie allein erringen und Flügel schmieden kann — denn innerlich nur werden wir frei, und nur Geist und Seele vermögen es, sich hinauszuhoben aus dem Alltag und den Menschen zu freundlicheren Stunden hinaufzutragen —, so ist es doch ein kostbares Gefühl, sich räumlich von der Erde zu entfernen und sich leiblich von ihr aufzuschwingen. Wir Menschen sind erdegebunden; ob wir über die Meere fahren oder auf hohe Bergespitzen klettern, wir bleiben in Haft der Erde, wie das Stückchen Eisen vom Magnet nicht fort kann. Ohne den Stern Erde kein irdisches Leben. Die fünfzehnhundert Meter, die ich auf einer Lustreise etwa unter mir lasse, sind kaum erschaffenbar winzig und gering im Vergleich zu den Maßen des Weltenraumes, in dem die Erde — selber nur ein Teilchen — kreist. Und stiegen wir achttausend Meter in die Luft empor. Trotzdem aber gibt das Fliegen die Empfindung der Loslösung von der Erde. Vertraute Dinge wie Häuser, Ortschaften, Städte, Eisenbahn, Flüsse, Menschen und was es sonst sein mag, schrumpfen, kleiner und kleiner werdend, bis zu Punkten zusammen. Das Flugzeug mit seinen Insassen bleibt der einzige für unser Auge noch als Größe zu ermessende Körper und Raum. Der letzte Raum im weiten Weltenraume, zwischen Erde und Himmel! Sich frei fortbewegend, in Lüften schwebend, schwimmend, flügelhebend! Und alle Erdennot erscheint dem Herzen nun so ärmlich, kleinlich, so unsagbar belanglos, daß man sich fragt: bist du's wirklich, der da unten mit solchen Armseligkeiten den Alltag dir erfüllst, dir Lebensfreude, Familienfrieden und gar den Sonntag trübst? Und bist Du's dann auch, derselbe du, der hier, unter deinem Hirn als Leib von Blut und Fleisch über die Erde in die Himmel steigt, näher der Sonne? Was von beiden ist nun der

Traum? Denn beides eins, das will man nicht wahrhaben. Und wie der Gläubige sich vom Gebet erhebt, neuen Willens und guter Stärke erfüllt, so überkommt auch mich neue Spannkraft, weicht von mir all der Harn und Haß und Hader der Erden und wie gestählt spannen sich Muskeln und Nerven und Adern. Kleinigkeiten fort mit euch, bleibt ewiglich da unten; Großes kommt heran, hier oben hab' ich Weg und Wille und Wohlmut, dir zu begegnen! Und die Freiheit wächst in mir, und das echte, rechte Herrengefühl steht auf: Schicksal, nun tue mit mir, wie du willst, ich halte still, weiche nicht zurück — aber ich wehre mich meiner Seele!

So ist der Flug ein Stahlbad und ein Erleben des Freiseins, ein Erfahren und Erleben fürwahr von herrlicher Art! —

*

Zu dem Losgelöstsein aus allem Alltäglichen und Niederen gesellt sich ein weiteres Erleben: das Erleben des deutschen Landes. Wer wahrhaft, wenn glückhaft zu reisen versteht, dem gehen hundert neue Dinge über den Weg, mag er noch so einsame, abgelegene Orte berühren. Schon von der Eisenbahn aus wird der nicht mit Kartenspiel, Kannegießerei oder Stullenverzehr überanstrengte Spießbürger-Reisende immer seine Anteilnahme fassende Dinge und Begebenheiten in Fülle gewahren. So sehr, bis ihm die Augen schmerzen mögen, so vielgestaltig tut sich ihm da das deutsche Land auf. Wie anders und verstärkt nun vom Flugzeug aus. Statt der achtzehnstündigen Eisenbahnschüttelerei für die Strecke Hamburg—Königsberg blüht uns ein vier- bis fünfstündiger Flug für dieselbe Entfernung, eine Zeitspanne, die — verlängert zwar durch Zwischenlandestellen mit Aufenthalt für Maschinenwechsel und Abwarten des Anschlußflugzeuges auf sieben Stunden — an Auge und Hirn gewaltige Anforderungen stellt, so verschieden geologisch, geschichtlich, wirtschaftlich gestaltetes Gebiet aufzunehmen und in sich das Erfasste zu verarbeiten. Man überschaut von oben in wenigen Augenblicken — im wahren Sinne des Wortes — hundert Bildungen, Windungen, Gliederungen und Zeugen von Jahrtausenden, die an unseres Vaterlandes äußerer und innerer Gestaltung bauten. Manches aus Büchern oder Kunde uns zur Kenntnis

Gebrauchte, jetzt wird es uns lebendig, offenbart und, wir gewahren oder spüren der Geschenisse Geseß.

Und die Liebe zum Vaterlande — die einem die Mitmenschen viel verzerren und trüben — sie schlägt heiß und ungebeugt im Herzen auf!

*

Das Land der Deutschen mit der suchenden, fliegenden Seele durchforschend, war mein Ziel in diesen Tagen Königsberg, die Hauptstadt der deutschen Insel Ostpreußen, und Danzig, die „Freie“ Stadt.

Früh mit der jungen Sonne verließen wir auf Hamburgs Flughafen die Erde unter kostbarem Symbol: der Sonne entgegen! Gradaus der Blick dadurch geblendet, unter und hinter uns jedoch der frische Tag in köstlicher Klarheit. Schwer und gewuchtig und doch aufleuchtend im hellen Grün der Sachsenwald, weit und breit und dicht, man sollte meinen, es hausten darin noch echte Sachsen mit Mannesmut und Frauenstolz — wie einst vor Zeiten. Bismarkturm und Bismarksäule ragen weiß aus dem Grün empor... Ja, Bismark! —

Schon blinkt es wie ein göttlich Kinderlachen zu uns auf, tausend Meter unter uns rotes Dächergeschmiede um roten Turm — wie Küchen um die Glucke — inmitten blauen Seekristalls: Mölln. Ich habe das Kerlchen, auf dessen Kirchhof man dem staunenden Wanderer Till Eulenspiegels Grabmal zeigt, schon immer gern gehabt, jetzt ist's mir lieb geworden. Ach, wie es da so ruht und noch niemand auf dem Straßen ist, verjohnt wahrlich wie ein Kinderantlitz, in das Trübes, Unwahres, Böses noch keine Spur gezeichnet haben. Und linker Hand drunten Raheburg, mehr grau, wirkend, als sei die Sonne dort noch nicht ganz herumgekommen. Aber, dein großer See, Raheburg, wohin ist der geraten? Was da sich nach Lübeck hinzieht — das durch den Morgenstadtdunst weiterhin seine goldenen Türme zur Sonne aufreißt, das schöne Lübeck! — das ist ein Gefäß mehr als der See mit seinen freundlichen geschwungenen Ufern, den der Wanderer in sechs Stunden nur umwandern kann.

Und nun folgt See auf See. Höher und höher steigen wir, schon um der Ansofskraft über den Wassern zu entgehen. Bei dreizehnhundert Metern sind wir in gleicher Höhe mit den Dunststreifen, die dem Flieger fast stets und den ganzen Tag über den Horizont frühzeitig abgrenzen; braunviolette Streifen, sich oft verbreiternd zu Flächen, wie wir sie bei Land-

fahrten über den großen Städten als Morgendünste stehen sehen. Man möchte sie fortjagen oder wegziehen können, ist es einem doch, als könne man dann noch viel weiter sehen, gar ein Stück über die Kugelbiegung der Erde hinaus. 's ist nun mal so: der Mensch will immer mehr; kaum, daß er ein hohes und schönes Ziel erreicht hat, aus Lüften in tausend Weiten schauen zu können, da will er weiter sehen.

Bei vierzehnhundert Metern, nach dreiviertelstündigem Flug, sind wir über Schwerin, vornehm daliegend in seiner seenreichen Umgebung. — Und weiter, immer über Felder und Wälder und Güter. Und eine wunderfame, ganz neuartige, unbestimmbare Ruhe kommt über mich. Das Lärmen des Motors stört nur, wo mein Flugnachbar und ich uns etwas zu sagen haben, sonst ist das Ohr gleichsam ausgeschaltet, weil der Sinn Auge zu stark angespannt ist. Mein Nachbar ist derart entzückt und angenehm enttäuscht — wie die allermeisten Menschen ging er mit gewissen Bedenken und Sorgen an diesen seinen ersten Flug —, er ist so des friedlichen Erlebens voll, daß er wiederholt begeistert aufjauchzt und die Hände zusammenlegt: Herrgott, wie ist das nur einmal herrlich und prächtig! Du schönes deutsches Land, du liebe weite Welt!

Mecklenburg-Schwerin wird durch Mecklenburg-Strelitz mit dem großen Müritzhsee und Neustrelitz abgelöst. Ich muß plötzlich denken an meinen Namensvetter, den jungen „Helden“ und Flieger in Marg Möllers Roman „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. Wie die Einwohner der Stadt Uferow, die jetzt gerade unter mir irgendwo liegen muß, alle auf den Hügel vor dem Tore zogen und wie sie warteten und sich erregten: der erste Flieger über ihrer Stadt und der Führer des Flugzeuges das eigene Stadtkind Karl Peter. Und wie er dann angebraust kam und alle jubelten und ihm zuwinkten. Und wie der Türmer die Eichenborstliche Weise blies, alle vier Verse: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Nun gefällt mir das Buch noch einmal so gut und ich widme dem verschwundenen Freunde, Marg Möller, einen herzlichen Dankesgruß aus den Lüften her. Aber ach, die Zeiten sind vorbei, heute gucken die Menschen kaum noch mal auf, wenn sie das Rasseln und Knattern eines Flugzeuges vernehmen, heute ist das schon überlebt, etwas Altes, wie der Kraftwagen. Würden sie auf den Gedanken geraten oder unserer Zusicherung Glauben schenken, daß jeder da oben so sicher und ungefährdet und behaglich reist wie

drunten in der Eisenbahn und vielleicht sicherer noch, denn oben in der Luft gibt es halt keine Steine des Anstoßes und keine Balken zum Entgleisen, so würden sie, nein, müßten sie alle jedesmal den Blick aufheben und wünschen: ach, säße ich da oben darin! Mir geht's alle Tage so. Aber sie sind ja alle so erdgebannt, die Menschen von heute, in Blick und Handwerk, sie wissen nicht um das Erleben des Frei- und Leichtwerdens und der Herzensüberquellung in der Freude am schönen deutschen Vaterland! Man sollte viele, besonders aber unsere Staats- und Volksführer in die Lüfte hinaufführen, damit sie einmal aus dem überbrodelnden Hegenkessel der irdischen Gehässigkeiten und Vermeintlichkeiten herauskommen und erkennen lernen da oben, wie es in Wirklichkeit steht um die Wichtigkeit und Nützlichkeit ihrer Taten und Worte, damit sie aus dem dichten, übelriechenden Nebel der Plattheit, Eigensucht und Freßgier (nach Brot und Fleisch wie nach Papiersegen und Aemtern gleichermaßen) in reine Himmelsluft versetzt werden, wo ihnen die Binde von den Augen und der Stein vom Herzen fallen müssen: Was tun wir nur?, wohin geraten wir?, es ist ja alles Hohn und Teufelswerk und nichts, was Volk und Menschen endlich mal zur Ruhe, zum Ausheilen der vielen Wunden und zu den Besserungen und Wohltaten bringt, mit denen wie unsere Reden so schön zu füllen wissen! Und wer so viel Eigenerkennungskraft nicht aufbringt, der mag dann schamhaft seinen Amtsröck oder seine Parteirobe an den Nagel hängen!

Ach ja, sie haben eines Flugzeugs heute so wenig Acht wie der weißen Wolken schiffe, die die blaue Himmelsunendlichkeit so köstlich schmücken und beleben! Sie wissen nur um graues Gewölke! —

Unter uns aber sind mittlerweile viele der leichtesten weißen Wölkchen aufgetaucht, wie weiße Rauchfahnen anzusehen, aber so weiß und rein, wie es auf Erden nichts gibt! Wahrlich eine Himmelsreine! Ich liebe weiße Wolken über alle Maßen und gebe ihnen manchen Traum und Wunsch mit auf die unbekannte Reise. Nun habe ich sie unter mir!, gut hundert Meter tiefer als ich, ziehen sie ihre Bahn. Herzensbeglückung, gepaart mit dem Gefühl des, der jahrelang Ersehntes erreicht und der etwas Höheres überflügelt hat, packt mich! Und immer größere Wölkchen kommen heran und sind schließlich Wolken. Und wir holen

alle ein, wir sind schneller als sie. Eigenartig ist, daß man durch die kleineren hindurchsehen, ja, daß man drunten auf der Erde durch sie hindurch ihren eigenen Schatten sehen kann. So dicht, daß sie Sonnenlicht nicht durchlassen, so leicht, daß sie mir den Blick nicht versperren! Eigenes neues Beglücken. Ist denn das Menschenauge, sonnenhaft klar, stärker und durchdringungstiefer als die höchste Klarheit und Kraft aller Welten, die Sonne? Schwindel droht mich zu fassen ob der Vermessenheit solcher Gedanken, bei dem Ermessen solcher Möglichkeit.

Der Ober zu sind Dünste zwischen uns und der Sonne und der Erde. Die Luft wird blendend, unbehaglich das Auge angreifend. Der Führer geht von fünfzehnhundert Metern, die wir zuletzt innehalten, auf tausend und auf achthundert Meter hinunter. Da wird es wieder reiner und sichtiger.

Und da liegt schon tief Stettin, wie eine Insel von hier oben zu sehen zwischen Fluß und Haß. Und wenige Minuten später, nach einer Stunde und fünfzig Minuten, steigen wir auf dem Flugplatz auf die alte Mutter Erde. Dank an den Führer für den sauberen, schnellen und sicheren Flug — er flog diese ihm unbekannte Strecke zum erstenmal! — Flugschein-, Paß- und Gepäckkontrolle — man fliegt ja weiter in die „freie“ Stadt Danzig — sorgen geschwinde dafür, daß man sich auf der Erde wieder einlebt und wie zuhause fühlt (!).

Und nun pocht in mir schon wieder die Zeitunrast, dieses Ungeheuer, das an unserer Wiege fluchwürdigen Segenswunsch sprach. Und da wird mir offenbar, was oben so neuartig unerklärbares Ruhegefühl gab: es war nicht nur alles, was der Tag bringt und nimmt, zurückgeblieben, es war nicht nur Weltweite allein um mich, die Zeit hatte da oben ihren Takt eingestellt. Das ist das Wunderfame im Flugzeug: es ist selber Erzeugnis dieser ruhelosen, hafterfüllten Zeit, dient der Zeitersparnis und dem schnellen Erreichen irdischer Ziele und menschlicher Belanglosigkeiten. Aber droben spürt man allein an bekannten Orten und deren Entfernungen oder am regenwurm-schleichenden Schnellzug die Geschwindigkeit des Vorankommens. Die häßliche Seele der würdelosen Zeit aber — alles Hastige ist würdelos — mit dem flackernden Pulsen und Irrlichterieren und Zagen und Verwirren der Menschen bleibt weit zurück, bleibt ganz da unten. — Unstet saß und stand und ging ich, bald

dieses, bald jenes, erfüllt nur von dem Wunsche des Wiederaufsteigens aus dieser Gewohnheit in die Geruchsamkeit. —

*

Ich hatte Glück. Das Berliner Flugzeug brachte drei Fahrgäste bis Danzig mit, da mein Hamburger Reisebegleiter sogar bis Riga wollte, so mußte ich, im Fluganzug, vorn neben den Führer. So angenehm, weil geräuschmindernd und eine Unterhaltung nicht nur, sondern auch Essen und Rauchen gestattend, die Kabine mit ihren Ledersitzen ist, ich ziehe den freien Platz bei weitem vor. Wie da der Wind und Luftstrom der eigenen Fortbewegung Leib und Hirn durchschüttern, kein Staubsünkchen irdischer Betrüblichkeit bleibt haften! Und gerät man da oben einmal in einen Regen oder in ein Gewitter gar, ei, da wird man eben naß und auch wieder trocken. Das für mich Beste, die unverfälschte Poesie des Fliegens geht für mich mit der Kabine und deren vielerlei gepflanzten und in anderen Ländern bereits eingeführten Bequemlichkeits- oder gar Luxuseinrichtungen verloren. Das eigentliche Fliegen kann gar nicht unüberdacht und primitiv genug sein. Jede von der Erde aufgenommene und mitgeführte Einrichtung des körperlichen und täglichen Bedürfnisses ist eine Fessel an die Erde. Wie aber Fliegen frei macht, so will es auch frei ausgeführt sein! —

Die Sonne blieb uns hold. Leuchtend stand der Morgen in tausend Farben! Wälder und Weiden und Felder in unzähligen Stufungen grün, dann gelb und braun in Feldern und Heide und Mooren, blau aber, tief und hell, die pommerschen Seen. Mehr noch als in Mecklenburg treten in dem weiten Landschaftsbilde Stadt und Dorf zurück, in all der weiten Gottesnatur vereinzelt nur Gutshöfe, Schlössern manches gleichend, mit Wirtschaftsgebäuden und Kätnerfiedlungen. Weidendes Vieh, Landleute mit Pferden, Flug und Egge — Riesenspielzeug.

Der Führer hat mir seine Karte gegeben, an der ich von Minute zu Minute genau zu verfolgen mag, wo wir uns befinden. Es ist reizvoll, sich auch einmal in der Luft mit der Karte zurechtzufinden; es geht sehr gut, so schnell wir auch voranfliegen. Und da gewahrt man erst eigentlich die außerordentliche Geschwindigkeit des Flugzeugs, zumal bei günstigem, also Rückenwind, wie an diesem Morgen.

Sern grüßt in tiefstem Blau die Ostsee zu uns auf, irgendwo beginnend — vereinzelt, wo wir dem, immerhin noch fernen, Strande näher sind,

sieht man am weißen Aufblinken des Sandes das Ende des Landes — irgendwo und wann mit dem Himmel eins werdend. Undenkbare Weiten. ... Urweltzeiten: Wasser und Himmel!

Und dann sind urplötzlich zwei, drei heßfrosenrote Wolken schiffe fern auf dem blauen Meere. Sie wachsen auf, Sinnen und Türme spritzen hoch und längere Zeit hin stehen sie unbeweglich überm Ostmeer: ... Schlösser ..., Island, das Land der tausend unbefleckten Wunder? ... Gralsburg? ... Monsalvat'sch ... Schwanenschloß, von dem Lohengrin kam ..., „unnahbar euren Schritten“ ...? werden wir's in unserem metallenen Schwan erfliegen? ... Ich vergesse alles um mich, Auge und Ohr sind in größeren, leichteren Höhen, als ein Flugzeug sie je erklimmen wird ... Körperlos schwebt meine wandernde Seele den fernen Schlössern zu ... Alle Wünsche schwinden aus mir ... aller Erfüllungen voll, als hätt' es nie Leid und Sorgen und Versagen gegeben, als braucht sie nie auf die Erde zurück, ist sie das Gefäß köstlichen Entzückens... Gedanken sind ausgeschaltet. ... Fühlen, Eintrinken ist alles. ... Zurückgelehnt, von Mittagssonne überflutet, vom Seewind frisch umtost, ruht der schlafende Leib in Wonnen. ... Die auflodernde Seele aber vernimmt Töne, Klänge, unbekannt fein und fern. ... Sind es die Glocken von Avalun, die tief aus dem Meere Kunde geben vom verlorenen Erdenglück und von der aus der Welt getriebenen Wahrheit? ... Eddaklänge? ... Skaldengesänge? ... von Land Nirgendwo kündend ... zu Land Nimmernot rufend ...?

Ein Wanderfalk — ersah nicht vom Falken Wieland der Schmied Flug und Flügel? — wirft sich dicht vor uns erschrocken in die Tiefe, aufleuchtet sein Gefieder. Und mein Leib erwacht. Hart ist das Erwachen, doch nicht so bitter, als wenn drunten aus süßem Traum von erfüllten Wünschen der Tag mich ruft. Ich bin ja wahr und wirklich hoch in der Luft, bin noch nicht unten in die Jammertäler zurückgekehrt, wo sie aus Unverstand „mit Entsetzen Spott“ treiben. Und eine Kraft und Lust nach Taten packt mein Herz — gleich könnt ich sie beginnen. Der Gedanke an Mißlingen, an Weichen müssen vor Stärkeren und nicht Besseren gibt mir Lächeln ein. Alles, was mir letzte Wochen trübte, alles, was noch zu erkämpfen sich mir zeigt, schrumpft zusammen zu Seifenblasen, die zerplatzen, wo sie ein zartes Lüftchen faßt.

Hier oben aber ist Sturm. Der Wind ist stärker geworden, er zerrt von der Seite an

unserem Gefährt — er kann uns nichts anhaben! Meine fernen Märchengebilde halten schwere, weiße Wolkeneschwader verborgen, die sich unter uns, doch so, daß sie schätzungsweise zwei Stunden Fußmarsch von uns fern bleiben, dahervorwölben. Von Island und Gralsburg zu Bodensee und Schneeeapen geht mein Sinn. Täuschend ist der Einblick von oben auf diese Wolken- und Schneefelder, Gipfel und Gletscher, einem hohen Bergüberblick ähnlich. Es sind die großen schwergeballten Wolken, die so recht das deutsche Landschaftsbild schaffen, die diesem deutschen Frühlingstag so tief seine Seele geben.

Bald sind auch sie vorbei und — der Führer macht mich gerade auf den Beginn des polnischen Korridors aufmerksam — da ist die Sonne hinter graue Wolkenfetzen geschlüpft. Wir haben kein deutsches Land mehr unter uns! — Freude am Fliegen weicht und packt mich erst wieder, als wir Danzig in lieblichen Hügeln und freundlich heraufwinkenden Gartenstädtchen eingebettet, an der bauenden Bucht liegen sehen, aufwuchsend aus dem alten Dächergiebel und der Märchenfestigkeit seiner Gassen, die Marienkirche, drohend wie eine tiefernte Mahnung an die Völker.

Den Abschluß des zweiten Teiles dieser Luftreise bildete eine das Erleben erhöhende — denn jeder Kampf bereichert das Leben — durch den nunmehr steifen Gegenwind erschwerte Landung. Mir bereitete das Auf und Nieder des Flugzeuges, bei denen meine Beine sich meinem Kopfe mit Beharrlichkeit näherten, besonderen Reiz, zumal ich auf meinem Vorderplatz die Vorkehrungen des Piloten genau beobachten konnte. Des Menschen Wille siegte und unbeschädigt trafen wir auf der Erde ein, die uns sogleich mit ihrer Betriebsamkeit in die Arme nahm: Kontrollen, Bekannte, Besprechungen, Ferngespräche... — War alles nur ein Traum, das eben in meinem Leben stand? ... Nein, nein, denn da hinten rollen sie die Luftpostkutsche in den Schuppen, das ranke Ganzmetall-Flugzeug der Junkers-Werke, das neueste deutsche Modell, eine formschöne Maschine, mit nur einer Tragfläche und geräumiger Kabine, auch Halbbedeckung für den Führer — ein Gebilde, das man dankbar klopfen möchte, wie man einem Gaul die Flanke streicht — und mein Hamburger Begleiter, von dem ich ja die letzte Strecke über getrennt war, drückt mir des aufgehäuften Beglückseins überdroll die Hand.

*

In die Schönheit und den neuen Lebensanreiz des Fliegens berührenden Gesprächen, die mich mehrfach völlig ablenkten und mich die Welt unter mir und das Flugzeug um mich vergessen ließen und in denen mir wiederum eigene Sorgen und Widernisse zu nichts erstoben, waren wir von Danzig aus ein gut Stück in Durchschnittshöhe von nur siebenhundert Metern vorangekommen. Arm auf Arm sendet die Weichsel in die Danziger Bucht und ins Frische Haff hinein, hin bis zum eigenen vielgestaltigen Delta desogatarmes; ein buntes, wasserdurchzogenes, wie mit breiten silbernen Bändern überspanntes Land. So weit das Auge landeinwärts reichen kann, silbernes Glänzen, große glänzende Riesenschlangen. Tief bis auf den Grund reicht das Auge in die Mündungen, über die unser Luftweg hinführt. Kristallklar in majestätischer Ruhe geht alles irdische und menschliche Getriebe da unten seine Bahn. Flöße, Segler, Dampfer sind nur ein freundliches Kinderspielzeug. Erquickung bringt dem Auge das weite mit feinen Brandungswellen — die in Wirklichkeit immerhin bei dem steifen Wind weit über Menschenhöhe haben — geschmückte Wasser des Frischen Haffs und über die Nehrung hin das dunkle Blau der Ostsee, die nun so nahe liegt. Ein Schleppzug hier, ein ferner Dampfer dort — sonst alles ehern — feierlich — unberührt. Elbing, als einzige größere Stadt auf unserem Wege, leuchtet in der nun wieder klar gewordenen Sonne freundlich auf; Ziegeleien und Fischerdörfer mit typischen Fischerkähnen umranden den weißen Strand; landeinwärts, wie schon auf dem letzten Teil der vorigen Strecke, in Westpreußen, dem jetzigen polnischen Korridor, Dörfergemüßel, alte umwucherte Häuser und Katen unter schilf- und moosbedeckten Dächern. Frauenburg und Braunsberg grüßen mit schlanken Münstertürmen. Wer bei uns in Deutschland weiß von deren Geschichte, die eine deutsche ist? — Stadtaufriß und Turmbau zeigen es sogleich — und deren Geschichte gewisse Völker jetzt gern zu einer polnischen machen wollen. Ach ja, wir schweben über der deutschen Insel Ostpreußen, wo die bewussten Deutschen bereits Sehnsucht tragen nach dem Mutterland, als seien sie ihm schon entzissen. Ja, ja, die Feinde und ungetreuen Nachbarn wissen schon, was sie an Deutschland haben! Denn Deutschland ist schön und reich! Herrgott, wenn man da oben so auf viele, viele Meilen fruchtbarer, in Blüte,

Blust und Trieb wiegender, wogender Fluren, auf ungezählte deutsche Eichen und Buchen sieht, wenn man ermüdet, wie da unter uns in eben dem Augenblick unseres Drobenhinfliegens, neben und trotz all dem politischen und wirtschaftlichen inneren Wirrwarr und Haß und Ge-krampfe Fleiß und Regsamkeit und Leben-wollen hochaufluten — ist's nicht, als singe unser Motor das donnerbrausende Lied des deutschen Arbeitssegens? — dann gewahrt man erst — denn in Stadt und Stuben ist der Blick zu befangen und umhangen —, was die Feinde uns angetan haben, was sie noch weiter aus uns herausholen wollen — und was wir nicht und nie ertragen können — so wir noch Deutsche sind. —

Königsberg, das Ziel meiner Lustreise, taucht als Häufergewimmel und turmgekrönt auf. Motorgeknatter — an das man sich bald gewöhnt, derart, daß es einem zeitweise gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt — hört auf. Im Gleitflug — mir sehr lieb, weil dem Vogel- fluge am nächsten — kreisen wir in weiten, reizvolle Blicke auf die Stadt bietenden Spiralen nieder. Und betrübten Hergens überlasse

ich meinen Weg nun ganz der Erde. Sie hat uns wieder. Gesund, unverfehrt sind wir in wenigen Stunden von Hamburg nach Königsberg geflogen. Statt Dank aber weiß das kindlich-unzufriedene Herz nur ein Unbehagen vor den, ach, so gewohnten Erdenstraßen.

Die Tage in Königsberg und danach in Danzig, manche spätere noch und viele stille Stunden sind übersegnet und werden übersonnt sein von dem großen, diesesmal sogar vielfältigen Erleben.

Es ist etwas Herrliches um das Fliegen! Glücklich preise ich mich, ein Sohn dieser Zeit zu sein, so schwer sie auch ist und so viel trübe Sorgen und Widerstände sie uns auch entgegenstellt. Durch das Fliegen wird mir in Geist und Seele besondere Spannung verliehen, immer neue Widerstandskraft erzeugt und dem Herzen gezeigt, wie köstlich das Leben trotz allem ist — wenn man es nur vermag, seiner Sehnsucht Schwingen, seines Wollens Flügel zu entfalten und aufzuheben zu lauterem Werk zum Wohle der Gesamtheit seines Volkes und der Vertiefung des Menschentums.

Geburt

Eine Novelle

Von Martin Borrmann

Jürgen Ahlers saß in einem hellen, mit hygienischer Vornehmheit ausgestatteten Zimmer des großen Hotels, dessen Name nach der kleinen Stadt lautete, die so fernklingend und fremd genannt wurde, und die zwischen den Bergen und den Flußläufen der Sarka ganz am Nordufer des Lago di Garda ihre Lage hatte. Jürgen Ahlers konnte, wenn er beim Schreiben den Kopf hob, durch das halb verhangene Fenster die bewimpelten Boote im Hafen sich wiegen sehen — was, wie alles hier zu Lande, auf bunte und formleichte Art geschah — und er konnte, ließ er den Blick zur Linken schweifen, das weite Wasser des freien Sees überschauen, dessen Farben, zwischen Azurblau und Dunkelgrün in köstlicher Unbestimmbarkeit schwankend und schillernd, mit Schärfe gegen das Weiß der Piazza Carducci abtachten: ein Bild von unwirklichem, seltsamem Eindruck, dem sich Jürgen Ahlers nur von Zeit zu Zeit und mit verschleiernem Gesichtsausdruck hingab.

Während der letzten Monate des Winters, eines äußerst lang anhaltenden, äußerst nordischen und herrischen Winters, war er von

liebender Fürsorge zur Bahnhofshalle der Vaterstadt geleitet worden, von wo ihn der Adriaßnellzug binnen dreimal neun Stunden ins Tridentino getragen hatte. Dort hatte er sich, als Zufluchtsort eines Lungenkranken und nach Sonne Begierigen, ohne Säumen die Gegend um Arko zum Aufenthalt ausersehen: Jene kleine, fremdklingende Stadt, der fortan seine Liebe gegoten hatte... Wieviel Tage und Wochen waren seither vergangen? — er wußte es kaum —. Er erhob sich.

Auf dem Korridor fand er nichts als Stille, Eleganz und europäische Luft. Ohne sich an jemand zu wenden, betrat er einen der Fahrstühle, der oben hielt, schaltete den Hebel ein und glitt langsam ins Parterre hinab. — Während seines Abwärtschwebens sah er durch das eiserne Netz hindurch, das an einer Stelle die Wand zwischen den Fahrstächten ersetzte, einen erleuchteten Gegenstand sich auf und nieder bewegen. Er bemerkte den andern Lift und erkannte im Glas der Türe das dänische Fräulein, das in großer Aufregung war. Sie flog in ihrem Gefängnis auf und nieder, rückweise

und schwerfällig, wie ein Insekt, das sich in die helle Laterne eines Kutschwagens verirrt hat, geistesfische Tänze aufführt und lange Schatten auf die Landstraße wirft.

Jürgen Ahlers machte in der Halle das Personal auf den Vorgang aufmerksam, es entstand einige Aufregung — dann dauerte es nicht mehr lange und das dänische Fräulein trat ihm gerettet entgegen: die stumme literarische Gefährtin, die ihren weichen, haltlosen Körper auch heute in Schwarz gekleidet hatte. Während er schon wieder von ihr Abschied nahm und ins Freie trat, fiel es ihm ein, wie sehr eigentlich sein Zustand der Situation glich, in der sich das dänische Fräulein befand. Und wie er heute so etwas wie einen Versuch vor habe, sich aus ihm zu befreien.

Er ging durch die enge, fremdländische Stadt und schaute mit verwunderten Augen auf die Bevölkerung, die ihn feilschend umkreiste, und deren Volkstracht in der grellen Sonne so bunt erschien, daß sein Auge geblendet wurde. —

Jürgen Ahlers schritt immer nach Osten zu, dem Villenteil der kleinen Stadt, dem Ort seiner Verabredung, entgegen. Er kam auf eine Straße, die mit Palmen und Magnolien bepflanzt war, er folgte ihr und gelangte zum freien Seeufer. Hier verebte der Trubel, die Luft war weich und gelinde, und vom Ufer her kam zu Zeiten ein heißer, ein süßer Hauch.

Vom Staub der Straße war man durch eine hohe Mauer getrennt, die mit Efeu bepflanzt war; und am Ende des langen, niedrigen Seeufers war der Platz, der so sehr an die Heimat erinnerte! Vom Ufer immerhin durch einige Meter geschieden, hatte man hier, wenn man sich am Boden lang ausstreckte, das schwindelerregende Gefühl, gemächlich wie auf einem Boot ins Weite zu treiben, nach einer sagenhaften Insel dort in der Ferne, versteckt hinter den Wellen dieses unbestimmbar farbigen Wassers; und das Wasser war vielleicht das Wasser der Heimat, vom Winde getragen.

Die Ora strich über den See, sie kämmte Jürgens Haare nach hinten, sie knatterte mit dem Tuch seines Jacketts, kühlte den Leib und bog die Zweige des Bambusrohrs am Ufer zu Boden, so daß sie sich elastisch in den Gelenken wiegten.

Als er aufstand, gewahrte er, daß Gotthold Dingler, der Freund, und Gisela, des Schwerindustriellen Tochter, seiner schon warteten.

Er schritt auf das Paar zu. Gotthold stellte zwei Finger seiner linken Hand so, als halte er mit ihnen eine Priese Salz.

Gisela war eine ungeheuer graziose, kleine Person, niedlich, mit einem mokanten Mund, und der Schalk saß hinter ihren grauen Augen. Trotz ihrer naiven, geschnittenen Zierlichkeit waren die Formen ihres Körpers für ihr Alter geschmeidig und frauenhaft. Ihr Gesicht, wie bei vielen Kraushaarigen und Brünneten, war weiß, klug und gemmenhaft, mit dem feinen, ersten Näschen.

Jürgen sagte, daß sein Freund so lange schon von diesem Ausflug gesprochen hätte. — Ihm war unbehaglich zu Mut. Er ahnte, daß er hier ein Störenfried sei.

Jetzt gingen sie durch die Stadt zurück, denn ihr Ziel lag in der anderen Richtung des Ufers. Gisela schritt in der Mitte, rechts von ihm. Er konnte das kleine weiße Profil mit den krausen Haaren an der Stirn bisweilen mit seinem Augen streifen. — Sie hatte das Haupt ein wenig gesenkt. Zweifelloos, Gotthold hatte ihre Hand ergriffen. Jürgen konnte es nicht sehen, aber er fühlte es. Er stellte es sich vor, wie sich diese beiden Hände berührten sicherlich hatten sie nur die kleinen Finger ineinandergelacht, nach Art von Liebenden, und nun würden sie bald anfangen, ihre Arme rhythmisch und leicht zu schwingen im Gefühl der Einheit. — Welche Worte hätten zu dieser gewissermaßen innerlichen Situation gepaßt? Er fand keine.

Sie hatten die Stadt durchquert und marschierten auf jener unergleichlichen Felsenstraße, die in den abstürzenden Basalt der Raxetta getrieben ist. In leichter Steigung gelangten sie hier zu Ausichten, deren Schönheit unglaublich und unirdisch war.

Jürgen hätte doch etwas sagen sollen, ein leeres Wort um des Wortes willen, an das sich dann andere Banalitäten geknüpft hätten. So aber war Gotthold nicht mehr von einer Taktlosigkeit abzuhalten, die ihm das qualende Schweigen aufgenötigt hatte. Von Natur aus zu Eifersüchteleien geneigt, begann er Gisela in Jürgens Gegenwart mit Vorwürfen aller Art zu überhäufen.

Sie sah nach Jürgen hin und machte einen Mund, als wollte sie weinen.

Es gilt jetzt, sich irgendwie zu retten, dachte Jürgen Ahlers. Er wußte es, er mußte jetzt etwas Großmütiges und Ioviales sagen, eine lächelnde und weltlichere Zurechtweisung; aber er brachte es nicht zu Wege. Hätte er es gesagt, so wäre es auf eine wiglose und traurige Art herausgekommen, das wußte er. Er schwieg still und sah sie an, mit einem verzerrten Lächeln,

und einem so unruhigen Blick, daß beide unwillkürlich ihren Streit aufgaben und voller Verwirrung auf dies unendlich gespannte Gesicht schauten.

Um sein Unglück voll zu machen, versuchte Gotthold, Jürgen zu ermuntern.

„Du bist entsetzlich still“, sagte er, und dies genügte, um Jürgen für heute zu verderben.

„Ich fühle mich nicht wohl“, antwortete er und versiel unwillkürlich in den Ton, mit dem er auf der Schule diese übliche Entschuldigung vorgebracht hatte, so oft er sein Pensum nicht beherrschte.

Fräulein Gisela fand Interesse an ihm. Sie erzählte ihm von einer unverheirateten Tante in Dortmund, die ebenfalls Schriftstellere, mit Erfolg sogar, denn neulich seien mehrere ihrer Gedichte in einem Blatt aufgenommen.

Wie fesselnd! Wie sehr sich Jürgen dieser Tante verbunden fühlte! Lebte nicht in seinem Hotel ein dänisches Fräulein, die man an das Blatt empfehlen konnte? Ein Ueberseher würde sich schon finden. . . . Nein, diese talentierte Tante! Und er wurde geschäftelt.

Man stieg, ohne es zu merken, immer höher. Gotthold und Gisela unterhielten sich über Angelegenheiten, die nur sie angingen. Sie sprachen angeregt über den Bruder der literarischen Tante, der nichts tat, als in seinem Obstgarten auf Apfeldiebe aufzupassen.

Der Berg zu ihrer Rechten warf lange Schatten, in deren Bereich sich die glitzernen Wellen des Sees wie durch einen Zauberschlag tief grün färbten. Drüben am andern Ufer glänzte der Schneegipfel des Altissimo und die rote Gesteinklippe des Monte Brione.

„Sehen Sie“, sagte Jürgen, und ein Redeschwall überwältigte ihn plötzlich, „ich liebe diesen See, dies Märchen in lauer Luft, dies erschlassende, farbenreiche Erlebnis. Ich liebe ihn, seit ich ihn bei der Hinreise von der Paßhöhe San Giovanni aus gesehen habe. Seinetwegen blieb ich nicht in Arko, wo ich jetzt nach ärztlichem Rat unter Zypressen auf einem Liegestuhl meine Tage verbringen sollte. Seinetwegen fuhr ich von dort hinab ans Ufer, in diese kleine Hafenstadt, die so fern-klingend und fremd genannt wird, und deren weiße Straßen so unwirklich und vergaubert wirken.“

Fräulein Gisela verstand das nicht, und die Stimmung wurde noch unbefaglicher.

„Du Jürgen“, sagte später Gotthold unvermittelt, „nun will ich Dich noch um etwas bitten. Du weißt, Gisela war auch in dem Stück,

das wir alle in Meran gesehen haben, und da Du so fein Stimmen nachahmen kannst, so mach uns doch die Freude . . . bitte! Du weißt, wie ich mich gestern bei Dir vor Lachen gewälzt habe! Weißt Du, wenigstens Herrn Ostaudinger kannst Du einmal imitieren, Du weißt ja, die eine Szene, natürlich die Szene. . . .“

Dies also war der Grund, dachte Jürgen, weshalb Gotthold so in ihn gedrungen war, er möchte ihn auf diesem Spaziergang begleiten? Er sollte hier ein wenig der bezahlte Komödiant sein, der durch sein wenig beachtetes, aber herkömmlich gefordertes Spiel das Fest verschönern half? —

„Bitte, lieber Herr Ahlers!“

„Aber gewiß, wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann?“

Es war eine alte, ausgetretene Tragödie vom Bajazzo, folgte er, farbloser, aber psychologisch. Dann sah er in Gottholds wasserhelle Augen, und sein Beschluß stand fest.

Sein Talent, Stimmen nachzuahmen, war ihm schon auf der Schule von größtem Gewinn gewesen. Das ganze Geheimnis dieser Imitation bestand darin, daß Jürgen den rhetorischen Ausdruck seiner Opfer gleichsam abmalte und nie karikierte.

O, wie die beiden sich amüsierten! Gisela lachte aus vollem Hals und Jürgen hielt mitten in der Produktion inne. . . . Er erläuterte mit verlegenen Worten, was er darstellen wollte, Sein Gedächtnis hatte ihm ganze Stellen des Dialogs wörtlich bewahrt; nun kam ihm dies zustatten. Sein Gesicht sah zweifelnd aus, aber seine Stimme, bei den Erläuterungen eng und belegt, wurde frei und klangvoll, sobald sie unter der Flagge eines Fremden segelte.

Sie waren zu einer Schlucht gelangt, deren Eingang durch ein weites, geräumiges Gasthaus gesperrt war, so daß man wohl oder übel dort einkehren mußte.

Da brach Jürgen kurz ab. Er hatte nun Herrn Ostaudinger imitiert. Er glaubte, seiner Pflicht genügt zu haben. Er verabschiedete sich.

„Ach“, sagte Gisela, „jetzt, wo es so nett wird?“

„Ja“, sagte er, „ich habe noch eine zweite Verabredung vor.“

Gotthold sagte: „Ich dachte, wir wollten jetzt alle zusammen ein wenig schlemmen?“ — Im Grunde schien er damit einverstanden, daß Jürgen sich verabschiedete. Er hatte sich in ihm getäuscht; das genügte ihm, ihn zu verachten.

Gisela reichte ihm die Hand, leicht und warm, und er sagte noch ein paar Worte, die so klangen, als spräche ein Fremder aus ihm. Dann ging er. Sein Gesicht war steif, und seine Brust ging ruhig und still, mit unmerklicher Trauer.

Er kannte diese beiden kaum er kannte sie wirklich nicht. Was hatte er für Verdienste aufzuweisen? Hatte er schon einmal Apfelsiebe aufgegriffen und durchgeprügelt?

Die Sonne färbte die Gipfel der Berge. War dies alles überhaupt ein Erlebnis? — Jürgen Ahlers war in vorreifer Reise bis zu jener krankhaften Höchsthöhe des Bewußtseins gelangt, in der man meint, das Letzte, Eigentliche jedes Erlebnisses sei seine Unwirklichkeit.

Dort oben standen Gotthold und Gisela, er konnte noch ihre scharfgeschnittenen Silhouetten unterscheiden. Er schaute das alles bis ins Kleinste. Aber ihm war nicht mehr weh darum. Diesen einen Gedanken nur bewegte sein Hirn, tot und mechanisch, raselnd, unübersehbar und unaufhörlich, wie eine Zahlenreihe. Es soll also nicht sein es soll also nicht sein.

Im Hotel angelangt, fuhr er sofort auf sein Stockwerk. Vor der Tür des dänischen Fräuleins aber lächelte er.

Der See lag wie ein schwarzer, geschliffener Stein, nur weit in der Ferne verlieh ihm der Mond einen silbernen Schimmer. Es war eine Nacht voll von Geheimnissen, weich in den Konturen, geschaffen, die Härte der Dinge in Seufzer aufzulösen.

Und durch ein Wunder rekte sich der Fremdling in Jürgens Seele, der solange tot gewesen, er wuchs, ward riesengroß in Schmerz und Glück; nun rang er mit dem grausamen Bändiger, hart und lange, nun hatte er den Starken besiegt, nun herrschte er!

Jürgen lag mit starrem Gesicht auf den weißen Decken, er schluchzte nicht, sein Leid verriet keine Erschütterung. Aber er wendete den Kopf und begrub ihn in den Kissen. Dort, ganz verborgen, öffnete er die Augen und schaute hinein in das weiche Dunkel, das ihn umgab. Ihm war es, als starrte er in einen Bergwerks-schacht hinein, in dem tief unten Arbeiter mit kleinen Lichtern glühend und tanzend umherliefen.

Der schaffende Künstler in ihm begann zu erwachen, zu arbeiten, zu gestalten. Und die ungeduldrigen Einzelheiten legten sich ihm zu recht, während die Stunden der Nacht brausend dahinglitten. Als die Morgensonne ins Zimmer

drang, sieghaft und gekrönt von ihrem Kampf mit der Nacht, erhob sich Jürgen Ahlers sofort.

Um ihn herum war es schwer und klar wie seine Zukunft. — Er fuhr in die Halle hinunter und zeigte seine Abreise an.

Man sagte ihm dort: Er dürfe durchaus nicht die Kur unterbrechen ... und weshalb denn? „Ich reise ab“, wiederholte Jürgen, „heute noch“. Und er traf die nötigen Anordnungen.

Er eilte davon. Am Ende der Straße wollte er noch einmal zurückblicken, aber er unterließ es. Es würde ja doch niemand außer dem dänischen Fräulein nach ihm gesehen haben.

Er erreichte den Zug. Einmal nur hob er während der Fahrt den Kopf und sah auf die Landschaft. Sie fuhr auf der Höhe von San Giovanni. Er umfaßte das schmerzlich-unwirkliche Bild, einen Augenblick lang sah er tief unten die kleine Stadt liegen, die so fernklingend und fremd genannt war, und in der er nun — er zählte — ach wieviel? karge Monate gelebt haben wollte. Felsstücke schoben sich zwischen ihn und das Bild....

In Mori mußte er lange warten. Endlich stürmte der Expresß in die Halle, zornig und kolossal, den Boden erschütternd, hundert schauelförmige Fährten vor der Eisenbrüst. Jürgen stieg ein und fuhr gen Norden. In den Tälern Tirols schwang der Frühling mit triumphierender Macht, aber als er spät zu Nacht und schläfrig in München ankam, fiel dort Schnee.

Er rastete nicht. Er fuhr zehn Stunden dem Norden zu, und am Morgen war das Fenster seines Abteils mit nasser Kälte beschlagen. — Sonst geschah nichts Erwähnenswertes auf dieser langen, langen Fahrt, es sei denn, daß man Folgendes dafür halten konnte:

Er war noch einen vollen Tag gefahren; unfern schon lag der Ort seiner östlichen Vaterstadt. An einer kleinen Station hielt aus einem unerklärlichen Grunde der Zug, und die Fahrgäste zeigten sich mit ärgerlichen Mienen an den Fenstern. — Jürgens Abteil war leer geworden, er ließ das Fenster herab. Er blickte auf den Fichtenwald, der dicht bis an das Stationshäuschen ging, und der sich unter dem nordischen Sturm bog. Jürgen hatte die Empfindung, als sei plötzlich die Bewegung des Zuges auf diesen unruhigen Wald übertragen worden. — Er atmete tief und kräftig die Luft ein, diese herbe, heimatische Waldluft, die von schweren Geburten erzählt und von späteren Früchten.... Der Sturm schwoh unausgesetzt

an, währenddessen Jürgens Zug noch immer in unheimlicher Ruhe verharrte. Ein kleiner, abgerissener Fichtenzweig trieb auf dem Bahnsteig vorbei. Die Fahrgäste an den Fenstern wurden immer ungeduliger. Da begab es sich, daß Jürgen seinem Wagen entstieg, schen umher spähte und dann in auffälliger Weise nach der Bahnhofsuhr blickte, als ob er die Zeit nach ihr stellen wollte. Beim Rückweg jedoch

hob er unbemerkt jenen kleinen Fichtenzweig auf, den der Wind vorbeigelegt hatte. — Er stieg in sein Abteil zurück, schloß die Vorhänge und streckte sich lang auf der Bank aus. Er legte den Fichtenzweig, von dem ein schwerer und trauriger Duft ausströmte, quer über die Brust und faltete die Hände darüber. Hierbei weinte er, doch so, daß sein Körper gleichsam in lebloser Ruhe verblieb, und nur die Tränen liefen. . . .

„Ostpreussische Flüchtlinge“

Von Alfred Hein

Es ist ja eine so bekannte Tatsache, daß die meisten zu einiger Bedeutung gelangten Menschen Ostpreußen verlassen, nachdem es ihnen als Sprungbrett gedient hat. So wohnen ostpreussische Dichter und Musiker lieber anderswo als gerade in Königsberg (obgleich einige Reize auch dieser Stadt abzugewinnen sind), allenfalls halten noch einige tüchtige Maler stand, deren Seele allzusehr mit Nehrung und majestätischem Wald verwachsen ist.

Aber auch einer aus dieser Kunstgruppe, und nicht der unbedeutendste, verläßt Königsberg: Gerhard T. Buchholz, der in den Theaterbriefen öfters genannte Künstler. Sein Werk ist ja in den Ostdeutschen Monatsheften bereits früher eingehend gewürdigt worden, so seien ihm nur einige Worte aufrichtigen Bedauerns nachgerufen, ehe er sich gen Westen wendet. Seine lichten Bühnenlandschaften, seine „Sphinx“ in Rosenheims Regie, „Cäsar und Cleopatra“, seine Dekorationen zu Strinbergs als Mysterium aufgeführter Komödie „Rausch“ u. a. verrieten alle einen großen künstlerischen Zug, der in seinen monumentalen Ebnen die kleine Kammerbühne sprengte und oft geradezu kosmisch weitete.

Einen zweiten empfindlichen Verlust erleidet das Schauspielhaus durch den Weggang des Oberregisseurs Dr. Wolff von Gordon. Richard Rosenheims geniale Regieleistung, die er mit der Aufführung der „St. Jacobsfahrt“ im Stil der mittelalterlichen Mysterienbühne brachte, sei unbestritten in ihrem Drang und Willen nach neuer Gestaltung — ausgeglichene, feinstastete, hinter dem Werk zurücktretende und doch durch Rhythmus und Tönung persönliche Schwingung hervorrufoende Spielleitung aber gab Dr. Wolff von Gordon. Wie er Mörikes Stücklein aus „Maler Nolten“: „Orplid“ bei seiner Uraufführung in echte romantische Stimmung tauchte, dadurch, daß er es kurzweg als Schattenspiel gab — die Schauspieler standen als Silhouetten vor durchleuchteter Leinwand —, wie er Greiners übermütige „Ensislrata“ leicht angriff, wie er, das ansehbare Werk fast zu einem vollen Erfolge führend, Gerhart Hauptmanns „Peter Brauer“ gemäßlich nachzeichnete und im Verein mit dem malenden Buchholz die echte deutschverträumte

Märchenstimmung von Eulenburgs „Ritter Blaubart“ traf, wird von allen Besuchern dieser Stücke nicht so leicht vergessen werden. Buchholz wandert nach Frankfurt a. M. aus, Gordon nach Wiesbaden.

Ans Berliner Schillertheater (Charlottenburg) geht die beste Schauspielerin der Königsberger Volksbühne: Marianne Stoldt. Die Heldinnen fast aller bedeutenden modernen und klassischen Stücke, die in der Volksbühne im letzten Jahre aufgeführt wurden, von ihr mit einer wandelfähigen, einfühlsamen, echt schauspielerischen Kraft gespielt. Sie war flinkzüngig und anmutig in „Viel Lärm um Nichts“, fand sich herrlich und hold in die Not Ernst Harbts, holte sich Sudermanns Handkuß auf offener Szene für die Darstellung der Offiziersfrau in seinem „Notruf“ und stieg, den Wahnsinn in Stimme und Antlitz, als Lucile aufs Schaffot in Büchners „Danton“. War eine entzückend rätselsüß wilde Kaze als „Elga“, und noch unvergessen ist ihre erste Leistung als prinzengelebtes Dirnlein in Dülbergs „Korallenkettlin“.

Noch ein Theaterkenner, aber nicht nur das, sondern ein feiner geistiger Kopf überhaupt, will Königsberg verlassen, nachdem er uns durch seine schöpferische Spielleitung des Büchnerschen Dramas „Dantons Tod“ in der Volksbühne den Abschied schwer gemacht hat: Dr. Ernst B. Schwizky, ursprünglich Theaterkritiker der Hartungischen, dann der Allgemeinen Zeitung, dann Dramaturg des Neuen Schauspielhauses und nun zum Schluß Gastregisseur der Volksbühne. Vielleicht manchmal schon zu sehr Ästhet in seinen Kunstsaufträgen, traf er doch mit Glück oft das Richtige als Regisseur der Stücke Wildes und Shaws: er schuf da die geistreiche Atmosphäre, die für ihn selbst Lebensbedingung ist. Im „Danton“ wuchs er mit dem Werk. Die Aufführung war ein großer Rhythmus, erstaunlich der schnelle Szenenwechsel bei der Fülle der Bilder, und dabei war jedem Bild durch bis ins Feinste stimmungstark abgetönte Lichtwirkungen und einfache Farbenführung das Wesentliche gegeben. Revolutionstribunal, Schaffot und Gefängnis, aber auch die Gebärden der willigen Schauspieler und wie gesagt, der ganze herrliche Rhythmus führten das dargestellte Werk dank dieser Führung zum Sieg.

Rundschau

Heinrich Schliemann

Von K. Ed. Schmidt

Am 6. Januar d. J. waren hundert Jahre seit der Geburt eines der größten und glücklichsten Altertumsforscher verflossen, ich meine Heinrich Schliemann. Ihm war es beschieden, als gereifter Mann den Traum seiner Kindheit zu verwirklichen. Mit reger Phantasie begabt, erhielt er als achttjähriger Knabe von seinem Vater, dem Pfarrer in Ankershagen in Mecklenburg-Schwerin, zu Weihnachten ein Buch geschenkt mit einem Titelbild, auf dem das brennende Troja zu sehen war mit seinen ungeheuern Mauern und dem Schiffschen Tor, ferner der fliehende Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt. Als ihm nun der Vater vom Trojanischen Krieg erzählte und vom Schatz des Priamos und seine Frage, wo Troja gelegen habe und wie es da jetzt aussehe, beantwortet hatte, erklärte er kühn, er wolle die verschüttete Stadt wieder ausgraben. Dieser Gedanke verfolgte ihn seitdem überall und erhielt wenige Jahre darauf neue Nahrung. Nachdem Heinrich eine kurze Zeit das Gymnasium, dann die Realschule in Neu-Strelitz besucht hatte, nötigte ihn ein schweres Unglück, das seine Familie betroffen hatte, als Lehrling in einen kleinen Krämerladen in dem Städtchen Fürstenberg einzutreten. Hier erschien eines Abends ein betrunkenener Müllerergesse, der es einst bis zur Oberprima des Gymnasiums zu Neuruppin gebracht hatte. „Der junge Mann“, erzählt Schliemann in seiner Selbstbiographie, „hatte sich leider dem Trunk ergeben, dabei aber seinen Homer nicht vergessen; denn er rezitierte uns nicht weniger als 100 Verse dieses Dichters und skandierten sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort davon verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich, und heiße Tränen entlodete sie mir über mein unglückliches Geschick. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Brantwein, für die ich die wenigen Pennnig, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen.“

Schliemanns heißer Wunsch sollte sich erfüllen, wenn auch erst nach einigen Jahren. Vom Schicksal nach Amsterdam verschlagen, lernte er hier, von einem wunderbaren Gedächtnis begünstigt, Englisch, hauptsächlich dadurch, daß er den „Vicar of Wakefield“ und den „Ivanhoe“ auswendig lernte. Ebenso bemesterte er das Französische, indem er, ohne sich um die Grammatik

zu kümmern, die „Aventures de Télémaque“ und „Paul et Virginie“ auswendig lernte. Eine russische Uebersetzung der „Aventures de Télémaque“ unterstützte ihn denn auch in der Erlernung des Russischen.

Die Kenntnis dieser Sprache war für Schliemann von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Geschäfte führten ihn nach Petersburg, und hier erwarb er hauptsächlich durch den Handel mit Indigo ein beträchtliches Vermögen. Bei Beginn des Krimkrieges entging er in wunderbarer Weise dem Verlust seiner Habe. Die russischen Häfen waren blockiert, und die für Petersburg bestimmten Waren wurden nach Königsberg und Memel verschifft, um von da auf dem Landwege weiter befördert zu werden. Von London und Amsterdam nun gingen zwei Dampfer mit mehreren hundert Kisten Indigo und andern Waren für Schliemann nach Memel ab. Er selbst reiste zu Lande nach, kam nach Königsberg und kehrte im Hotel de Prusse an der Grünen Brücke an; es war am 3. Oktober 1854. Am nächsten Morgen fiel zufällig sein Blick, als er zum Fenster hinausschaute, auf die in Goldbuchstaben am Grünen Tor prangende Inschrift:

Vultus fortunae variatur imagine lunae:

Crescit, decrescit, constans persistere nescit.

„Ich war nicht abergläubisch“, erklärt Schliemann, „aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem neuen unbekannten Mißgeschick bemächtigte sich meiner.“ In der Tat schien seine Ahnung sich zu bestätigen. Gleich hinter Tilsit vernahm er zu seinem Entsetzen, daß Memel von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht und sämtliche Speicher in Flammen aufgegangen seien. Sein Geschäftsfreund, der ihn empfang, wies auf die noch glimmenden Reste und sagte: „Da liegen unsere Waren“. Der Schlag war hart, das ganze Vermögen von 150 000 Talern hatten die beiden Dampfer nach Memel gebracht. Im Begriff, wieder in den Postwagen zu steigen und abzufahren, erzählte Schliemann einem Mitreisenden von seinem Mißgeschick. Da rief einer der Umstehenden: „Der Schliemannsche Speicher ist ja der einzige, der stehen geblieben ist. Das Feuer kam daneben aus und wurde von dem furchtbaren Nordwind südwärts getragen.“

„Da der Himmel fortfuhr“, erzählt Schliemann weiter, „allen meinen kaufmännischen Unternehmungen ein wunderbares Gelingen zu schenken, befand ich mich schon gegen Ende des Jahres 1863 im Besitz eines Vermögens, das an Größe alles übertraf, was ich in meinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hatte. Inmitten allen Gewühls des geschäftlichen Lebens aber hatte ich nie aufgehört, an Troja

zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Uebereinkunft, es dereinst auszugraben." Mittlerweile hatte Schliemann nach seiner bewährten Methode auch Neugriechisch und in weiteren drei Monaten Altgriechisch gelernt und las nun im Laufe von zwei Jahren so ziemlich alle griechischen Klassiker. Die größte Begeisterung weckte natürlich bei ihm Homer, den er immer und immer wieder las.

Mit einem Vermögen, das ihm jährlich 200 000 Mark abwarf, wovon er die Hälfte für seine Forschungen und Ausgrabungen zu verwenden bereit war, gab er seine kaufmännische Tätigkeit auf. Nachdem er verschiedene Reisen gemacht hatte, erforschte er mit seiner Gattin, einer Griechin, im Jahr 1870 zunächst die Baustelle von Ilios (Hisjarlik), wo er die Schichten von sieben Städten aufdeckte, von denen er die zweite von unten, „die verbrannte Stadt“, für das homerische Troja hielt. Hier fand er den sogenannten „Schatz des Priamos“, pfundschwere goldene Becher, große silberne Kannen, goldene Diademe, Armbänder, Halsketten, die aus tausenden von Goldplättchen bestanden, u. a. Alle hier gefundenen Schätze schenkte Schliemann dem Deutschen Reich; sie sind im Museum für Völkerkunde in Berlin als besondere Abteilung, die den Namen Schliemann-Museum trägt, aufgestellt.

Noch großartiger war der Erfolg seiner 1876 veranstalteten Ausgrabungen auf der Akropolis von Mykenä, wo er die uralten Königsgräber, die Ruhestätten des Agamemnon und seiner Gefährten, aufdeckte. Die hier gefundenen Gegenstände aus reinem Gold übersteigen einen Zentner an Gewicht. Auch weiterhin glücklich in seinen Unternehmungen, grub er 1881/2 die Schatzkammer in Orchomenos aus und 1884/85 mit Dörfeld zusammen den umfangreichen vorhistorischen Palast der Könige von Tiryns. Am Ende seines Lebens kehrte er wieder zu seiner Lieblingsstätte Troja zurück, wo er unter Mitwirkung seines Freundes Dörfeld von neuem zu graben begann. Am 26. Dezember 1890 ereilte ihn auf der Rückkehr von Deutschland nach seiner neuen Heimat Griechenland in Neapel der Tod. Ueber seinem Grabe in Athen erhebt sich ein prächtiges Mausoleum.

Als 1881 Schliemanns Prachtwerk „Ilios, Stadt und Land der Trojaner“ erschien, arbeitete ich gerade an meinem Parallel-Homer. Das Buch entzückte mich dermaßen, daß ich dem glücklichen Archäologen meinen Dank für den Genuß, den ich an dem Werk gehabt, in einem Schreiben ausdrückte. Schliemann antwortete in verbindlicher Weise, und als ich den Parallel-Homer beendet hatte, fragte ich an, ob ich ihn „dem Entdecker Trojas“, widmen dürfte. Die Widmung wurde gern angenommen. Seitdem haben wir ab und zu Briefe gewechselt, besonders auch, als ich 30 Exemplare meines Parallel-Homer an das Kultusministerium nach Athen sandte mit der Bitte, sie unter die höheren Schulen Griechenlands zu verteilen. Alle seine Briefe, die mir ein teurer Schatz sind, hat Schliemann in klassischem Griechisch geschrieben.

Hier ist leider nicht der Ort, einen im Original wiederzugeben.

Es ist nicht ohne Interesse, daß der große Mann Beziehungen zu unserer Provinz hat. Eine Schwester von ihm war an den Oberlehrer Wilhelm Kuhse in Enck verheiratet, in dessen Hause Schliemanns Vater auf einer Besuchsreise im November 1870 starb. Er ruht auf dem dortigen Friedhof.

Das deutsche Kunstleben in Neupolen

Von Paul Hilbig

Bald nach dem Einrücken der Polen in das abzutretende Gebiet der Provinzen Posen und Westpreußen verstummte die deutsche Kunst immer mehr. Ein Theater nach dem andern verschloß seine Pforten der deutschen Kunst. Hier und da noch ein leichtes, letztes Aufblühen, dann ein vollkommenes Erlöschen. Weder eine deutsche Theatervorstellung noch ein deutsches Konzert erfreute das Herz des Nichtausgewanderten.

Bald aber fanden sich einige Herren, die einsahen, daß dem Verlanden der Kunst ein Halt geboten werden muß. Sie besaßen Tatkraft und Unternehmungslust und veranlaßten die Gründung von Dilettantenbühnen. Diese hatten den Zweck, deutsche Kultur hochzuhalten, Kunst in unserer Muttersprache weiter zu übermitteln, solange, bis es möglich ist, wieder Berufskünstler heranzuziehen und evtl. gar wieder ein deutsches Theater zu schaffen. So entstanden in Bromberg, Posen und vor einem Jahre auch in Graudenz „Deutsche Bühnen“. In Thorn wurde Anfang Dezember 1921 der gleiche Versuch gemacht. Die erste Stelle der „Deutschen Bühnen“ nimmt unbestreitbar die Bromberger ein, die in Anbetracht dessen, daß alles nur Dilettanten-Schauspieler sind, sehr gutes leistet. Die Spielplangestaltung war ebenfalls eine sehr gute und brachte literarische, klassische, Lustspiel- und Operettenware. Man gab u. a. Elga, Räuber, Kabale und Liebe, Wettlauf mit dem Schatten, Alt-Heidelberg, Im weißen Rößl, Johannisfeuer, Glacsmann, Spanische Fliege, Dreimäderlhaus, Vetter aus Dingsda und Mascottchen, daß eigentlich ein Fehlgriff war.

In Posen war es infolge der geringeren Deutschenanzahl schon schwerer, geeignetes Material an Darstellern zu finden, doch kamen auch da gute Vorstellungen zustande und man konnte sogar Faust I aufführen. Frau Starke, die langjährige erste Heldin des früheren Stadttheaters Posen, ist eine große Stütze, zumal sie auch uneigennützig die Regie übernimmt.

Die verschiedenen Vereine in den meisten Städten gaben nun auch wieder Abende mit Unterhaltungs-, wissenschaftlichem und künstlerischem Programm. In letzter Zeit bemühten sie sich auch wieder um auswärtige Kräfte und man hörte Kapellmeister Mörike, Charlottenburg, Schriftsteller Brausewetter, Danzig, eine Kammernusikvereinigung der Berliner Staatsoper, die Sängerin Leonard, Robert Johannes.

Auch Lucie Kieselhausen tanzte. Diese Veranstaltungen verteilten sich auf die vier größeren Städte, Bromberg, Thorn, Graudenz, Posen hauptsächlich. (In Warschau hörte man d'Albert und Hans Heinz Ewers.) Im Musikleben machten sich noch angenehm die Konzerte des Pastor Greulich, Posen, nebst Söhnen bemerkbar, der in fast allen Städten, auch den kleineren, konzertierte!

Im Frühjahr 1921 unternahm ich es dann, als erster Berufskünstler nach Polen zu reisen. Vorerst veranstaltete ich Vortragsreisen mit meinen literarisch-heiteren Abenden. Im Laufe eines Jahres konnte ich in Polen allein 59 Abende sprechen, davon in Posen und Bromberg je 6. Ich erblickte hier ein neues Gebiet, um künstlerisch zu schaffen und unternahm es, eine Art Konzertdirektion für Polen einzurichten. Infolge der niedrigen Valuta mußte ich auf leicht erreichbare Kräfte reflektieren und engagierte von der Danziger Oper Fritz Bergmann, Fritz Stein und Bertold Busch, einen Konzertbariton, der früher in Berlin, Paris, London, Riga usw. sang und auch hier Stürme der Begeisterung hervorrief.

Theatervorstellungen mit nur Berufsschauspielern wurden von mir ermöglicht. Ich hatte als Hauptstützen neben Lina Starke, Posen, Brede, Bruckel, Schwannede, Ahrend vom Danziger Stadttheater und mit Rücksicht auf die Danziger Tätigkeit der Künstler konnten weite Reisen nicht unternommen werden; ich beschränkte mich auf Bromberg und ging erst jetzt auch nach Posen und Thorn.

Meiner Ueberzeugung nach könnte jetzt an die Gründung eines ständigen Städtebundtheaters gegangen werden, zumal die polnischen Behörden zumeist sehr entgegenkommend sind. So braucht die Deutsche Bühne Bromberg statt 25% nur 10% Billetsteuer zu entrichten und erhält von der Stadt außerdem noch einen Zuschuß zu den Vorstellungen. Die Bevölkerung ist noch zu sehr an die deutsche Sprache gewöhnt und steht dem reinen slawisch-polnischen, das es von der Bühne hört, nicht ganz aufnahmefähig gegenüber und füllt stets zu mindest ein Drittel die Säle. Auf diese Weise kann auch diesen die deutsche Sprache erhalten bleiben.

Ein ostpreussischer Dichter

Von Kopernikus

Avenarius im „Kunstwart“ und Dr. Skibbe im „Grenzland“ haben ausführlich auf die Gedichte und das sonderbare Schicksal des durch Krankheit in frühester Jugend ertaubten Buchbindergejellen Walter Scheffler aus Königsberg hingewiesen.

Auf das Leben Schefflers will ich hier nicht näher eingehen. Denn wenn die Wirkung besonderen Geschicks auf die Entwicklung künstlerischer Anlagen im Menschen dem Psychologen auch ebenso interessant und einleuchtend ist wie dem Laien derartige Enthüllungen der persönlichen Verhältnisse von Leuten, die durch irgend

etwas das Interesse der Öffentlichkeit erweckt haben, — so ist es doch seit Goethe schon zu einer bisweilen an Schamlosigkeit grenzenden Manier geworden, bei der Besprechung eines Künstlers mehr von seinem intimsten privaten Leben als von seinen Werken, die doch schließlich die Hauptsache für die Welt sind, zu reden.

Aus dem persönlichen Leiden heraus sind Walter Schefflers Gedichte geboren. Seine Worte sind sein Leben. Aber das würde uns noch nicht berechtigen, ihn als Dichter zu empfehlen, wenn er dabei im Dilettantismus stecken bliebe. Sehr oft wird das Empfinden des Dilettanten ja echter sein als das eines wirklichen Dichters. Trotzdem könnten wir wenig damit anfangen. Und es mag vielleicht grausam klingen, aber echtes Empfinden, das ja schließlich jeder Leser besitzen muß, wenn er vom Dichter empfundene Werke wieder in sich will aufnehmen können, berechtigt nicht, sich unter die Jünger der Mäusen zu reihen. In einem Falle, wie in dem Schefflers, könnte man leicht verführt werden, mit Rücksicht auf das Schicksal des Verfassers seinen Gedichten manche Mängel nachzusehen.

Aber das haben wir bei Scheffler erfreulicherweise nicht nötig. Scheffler ist durchaus fähig, uns das, was er uns sagen will (eigentlich: was er — sich sagen will; und das ist der Vorgang bei jedem echten Gedicht und Kunstwerk überhaupt, weil es letzten Endes eine Selbstbefreiung ist) deutlich zu sagen. Bei aller volkshafte Form, ist diese Form Schefflers doch immer Beherrscherin des Stoffs. Er ist also zweifellos ein Dichter, und der Dichter kann sich dessen freuen, hier einen Poeten, wie sie auch im Reich neben Gustav Schiller so selten sind, zu besitzen, dessen Gedichte in erster Linie der Ausdruck einer tiefen Religiosität sind.

Gleich das Einleitungsgeheimnis seines mit „Mein Lied“ betitelten Gedichtbandes gibt gewissermaßen den Auftakt der ganzen Sammlung. Es ist formal zwar weniger gut als die meisten andern, sagt aber mit seiner Ueberschrift „Gebet im Werdeleid“, womit wir es hier zu tun haben.

Herr, der du wohnst im reinen Licht,
erträglich nicht, doch fühlbar mir —:
Ich fühle, du verwarfst mich nicht,
ob auch mein Herz auf Lust erpicht,
so oft sich abgekehrt von dir, —
ich fühl's an meinen Schmerzen hier.

Denn immer wieder in das Bad
flammheißen Leides duckst du mich.
Vom Leiden ward mein Leib ganz matt,
doch meine fleckige Seele hat
dabei ein Glück geboren in sich,
ein schöneres, rein und feierlich.
usw.

Schon das nächste Gedicht „Meiner Lärche“ ist formvollendeter und greift uns ans Herz, aber der Raum ist zu knapp, um hier auch nur annähernd ausreichende Proben geben zu können. Der Band enthält über 140 Gedichte, welche, was Bibliophilie interessieren wird, nicht

gedruckt, sondern von einem Freunde des Dichters schön lithographisch abgezogen und mit Buchschmuck versehen sind. Gebunden ist das Buch in geschmackvoller Weise vom Dichter selbst und erscheint im Selbstverlage. Man bestellt es bei Walter Scheffler, Königsberg Pr., Unterlaak 25, Hof III.

Einige Verse möchte ich aber doch noch hersehen.

Wie entströmt da dem Gedicht „Märzland“ der Erdgeruch ostpreussischer Meerlandschaft, wenn es zum Schluß heißt:

„Zu weißer Glut zerschmilzt der Wolke Blei,
ein goldig Jubellicht erfüllt die Leere,
und stark wie Schöpferatome wandert frei
ins junge Land der Salzgeruch vom Meere.“

Und was den poetischen (impressionistischen) Ausdruck für den Anblick des Meeres selbst anbetrifft, so muß ich offen gestehen, daß ich in der „Literatur des Meeres“ keine Verse kenne, die mich mehr gepackt haben, als Schefflers:

„Meer, unermessen
sich deh nende Ruh —
gib mir Vergessen,
tief wie du!

In dem Gedicht „Am Bahndamm“ heißt es:

„Ein gellender Pfiff — und nun postert's
vorbei —

Das klang wie der fiebernden Sehnsucht Schrei,
der Sehnsucht, die in die Ferne schweift,
nach Wolken kühn und nach Sternen greift
und weinend dann zur Heimat kehrt
und Ruhe auf einem Stein begehrt.“

Aber die stärksten Töne findet Scheffler wohl doch in dem aus tiefster Selbstüberwindung heraus gebornen Gedicht „Ergebung“, von dem ich wenigstens Anfang und Ende hersehen will:

„Einer bin ich, der das rote Mal
fester Dornen trägt an Stirn und Füßen;
wo mein dürstend Herz ein Glück sich stahl,
hab' ich's immer bitter büßen müssen.
Sieh nun Herr: So langer Wanderzeit
blasse Blüten hab' ich hier geborgen

Was ich strebte, was ich wirkte und will,
bleibt in deinem weissen Willen beschlossen.
Flüssig Erz bin ich und warte still,
bis nach deinem Wunsch mein Bild gegossen.“

Profawerk eines Ostdeutschen

Von Otto Brattsköven

Der ostdeutsche Bezirk hat bis jetzt wenig Wesentliches im Bereich der Prosa ausgeworfen. Eigentlich tat es nur Schlesien, um Stehr und neuerdings Ullrich zu nennen. Hennemanns Novellen kann man nicht als Vollwert buchen. Und die sogenannten „Heimatpoeten“ haben ausschließlich Lokalinteresse; oder bleiben wie der im übrigen unantastbare Skow-

ronnek im Abschilbern der Lebensgewohnheiten, ohne den besonderen Rhythmus, die eigenartige Melodie einzufangen. Nur im Umkreis des Dramas haben wir vielleicht eine Kraft, die sich überstark barbarisch, aber schollenge-tränkt äußert: Alfred Brutt, der in irgendeinem Nest der Kurischen Nehrung haust. Jetzt erschien in Berlin eine Erzählung von einem Königsberger Pfarrerssohn. Von Martin Borrmann: „Venus mit dem Orgelspieler“ (Ernst Rowohlt-Verlag Berlin). Der Titel mag beiseite geschoben werden. Ein Erstwerk, mit der Prosa, nicht mit der sonst unumgänglichen Lyrik beginnend. Erstaunlich ist eine Reife des Stils, der im Detail noch tastend, handwerklich voll und sicher schon im Handge-lenk liegt. Keine heftige Gebärde mit den ewigen Ausrufungszeichen. Die sachlich-ernste Art, wie sie etwa Thomas Mann und Wilhelm Schäfer repräsentieren, wirkt durch das Werk. Dabei ist die Begebenheit Zwang, Schicksal, Unerbittlichkeit, gewaltsame Lösung und dunkel-ekstatischer Aufstieg. Der Organist und die Akrobatin. Blutschwere des Organisten: da liegt das heimische Grundge-fühl. Denn ein Werk kann Milieufassung sein, muß aber die bodenständige Bewußtseinslage offenbaren. Dunkel und traumhaft sinkt der Organist in seine Leidenschaft; als die Tage sich nach Qualen und Erniedrigungen aber klärt, da zieht er nach Tötung der Geliebten hinauf und hinüber in Musik, in kosmosverlorene Auf-lösung der individuellen Seele.

Was aber offenbar wird? Mitnehmende sprachliche Prägungen sind in dem Werk und sind doch nebensächliche Notwendigkeiten. Un-aussprechlicher, dunkelgetönter Humor dringt hervor und bleibt doch nur mitleidender Teil der Erzählung. Ein sachlicher Zug Wirklichkeits-empfindung läuft in eine gesteigerte (auf deutsch: gotische) Seelenstimmung aus und gibt doch nur den Ablauf der Fabel. Groß aber ist der still aufblühende Atem eines jungen und ernsthaften Epikers.

Arthur Degner

Von Herbert Lipp

Wenn der Goethesche Sinnspruch sagt, daß der, der den Dichter verstehen will, in Dichters Lande gehen muß, — so gilt das nicht nur für den Dichter, sondern für den Künstler im all-gemeinen. Besser ist es sicher noch zum Ver-ständnis des Schaffens eines Künstlers, wenn man selbst aus dem Lande des Künstlers kommt. Ich habe es jedenfalls immer für eine kost-bare Hilfe bei meiner Beurteilung von Deg-ners Persönlichkeit angesehen, daß ich mit ihm zusammen die Schulbank gedrückt, seine Inster-burger Primaner- und Königsberger Studien-zeit miterlebt und oft bei ihm im elterlichen Hause Gast gewesen bin. So lernte ich schon früh den künstlerisch empfindenden Menschen in ihm kennen, bevor sich mir sein Maler-talent offenbarte. So oft er an manchem

schönen, gemeinsam verlebten Abend seine alte klangvolle Geige hervorholte und mit seinem wuchtigen Bogenstrich über ihre Saiten fuhr, dachte ich: das wird dann also wohl einmal ein tüchtiger Geiger. Aber die Muse, die verlockender als Polihymnia zu seiner Seele sprach, von deren zartem Weben er wohl wußte, ich aber kaum etwas ahnte, besiegte doch die Rivalin. Eiferjüchtig wachte sie darüber, daß Horaz und Racine, binomischer Lehrsatz und Violine, dem einen Gedanken an sie das Feld räumte. So zwang ihn die Malerei in ihren Bann, und nichts mehr konnte den begabten und intelligenten Schüler bewegen, dem Wunsche seiner Angehörigen folgend, das Endresultat seiner Schulstudien abzuwarten.

Der Achtzehnjährige wird Zögling der Königsberger Kunstakademie. — Aber wie die Schulk Räume, so wurden hier bald die Maßstäbe dem aufwärtsstrebenden Flug seines Willens und Geistes zu eng. Er konnte und wollte sich nicht einzwängen lassen in den beengten Gedankenkreis akademischer Lehrweisheit. Er sah bereits damals den eigenen Weg, der über Corinth hinauswies in jenes Land der Geistesfreiheit, in dem sich allein ein Talent zu entfalten vermag. Nach kaum drei Jahren verließ er die Kunstakademie und zog umher in deutschen Landen, und als diese seinem dürstenden Kunstinstinkte nicht restlos Genüge taten, über seine Grenzen hinaus nach Paris, jener entscheidenden Kunst-Metropole, zu der schon seine großen Altvorden in der Kunst, Leibl und Feuerbach, Liebermann und Corinth, pilgerten. Ueberall mit prüfendem Künstlerauge das Gute von dem Minderwertigeren scheidend und in sich zu eigener Formenprache umgestaltend, Jüngling noch und Jünger großer Meister, und doch selbst schon ein werdender Meister. Neben Corinth standen die bewunderten und geistesverwandten Gestalten Marées und Munchs achtunggebietend vor seiner lauschenden Seele. Doch schöpferische Kraft der bildlichen Gestaltung und eine ganz persönliche nur ihm eigentümliche Anschauungsweise bewahrten ihn vor der Gefahr der Unselbständigkeit, er baute in ihrem Geiste organisch nach eigener Intuition seinen ausdrucksvollen, spontanen Stil. Das war die Zeit, in der seine Briefe den revolutionären Ton des selbstbewußt Schaffenden annahmen. Wohl war die materielle Lage in dieser Zeit alles andere als beneidenswert, um so beneidenswerter die beschwingte seelische Höhenlage, die aus den brieflichen Bekenntnissen dieses Sturmgeistes erkennbar wurde: die Schriftzeichen ein Abbild der wuchtigen Striche, mit denen er über die Leinwand fuhr. Der sprudelnde Geist der Sätze ein Reflex der visionären Einfälle, die sich gleichfalls in seinen Bildwerken so reichhaltig und urwüchsig spiegelten. Sprödigkeit in Schrift und Malerei und doch wieder so manche verhaltene Grazie, wuchtiges großflächiges Zufassen, und doch soviel eingehendes, stilles Ausarbeiten. Schwermütiger Ernst des geborenen Norddeutschen, und daneben soviel Frohnatur in rhythmisch-schwingenden, leidenschaftlich be-

wegten Linien. Eine Häufung von Gegensätzen, herausgeboren aus einer kaum durch den menschlichen Willen zu bändigenden, barocken Produktivität.

Alle Gebiete der Malerei durchstreifte sein Geist, seit er in Berlin festhaft geworden war. Da sind Naturbilder: Schilderungen von leidenschaftlicher Bewegtheit wie voll düsteren, geheimnisvollen Ernstes. Sodann Werke bewegt von sozialem Ethos: Kärner in harter schwieger Arbeit, dem kargen Boden ihres Leibes Notdurft abtrogend, — wie aus der Scholle gezeugt. Kompositionen, Frauenraub und lusttaumelnde Bacchantenzüge, — Salome im Gefolge ihrer Frauen, die Häupter in wilder Sinnlichkeit über den Kopf des Propheten gebeugt, begleitet von dem zynisch frechen Gelächter brutaler Henkersknechte, — daneben ein Paris-Urteil in burlesker Verbrämung, daß einem vor Gleichesfülle und realistischer Darstellung schier die Augen übergehen möchten. Und in persönlich-eigener Auslegung noch manches Geschehnis aus nebelhafter Vergangenheit. So zieht er alle Register menschlichen und male- rischen Erlebens, bald in dramatischer Steigerung die Situation ins Groteske zuspinnend, so die Sinne des Betrachters aufpeitschend, — bald wiederum in lyrischer Zartheit durch seine seelenhafte Auffassung auf das Gemüt wirkend, wie dies besonders manche seiner weiblichen Bildnisse offenbaren. Viel Gegenätze. Scheinbar. Trotz allem fügen sich Mensch und Maler in ihnen zur entscheidenden notwendigen Einheit. Wer nur oberhin ihn kennen lernte, der mag sich wohl von der eckigen Art des Malers und des Menschen in gleicher Weise abgestoßen fühlen. Wer sich's aber nicht verdrießen läßt, sich diesem wahrhaften, jeder Pose abholden Mensch- und Künstlersein zu widmen, der wird merken, daß er es nicht mit einem „Corinthianer“ oder „Munchianer“ zu tun hat, sondern mit einem Meister, der — „selber-aner“ ist und es war, auch bevor er in Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen an die Königsberger Kunstakademie als Lehrmeister der heranwachsenden Künstlergeneration berufen wurde. Es ist anzunehmen, daß der im besten Sinne des Wortes bodenständige Sohn seiner Heimat als Führer der neuaufgeblühten und in kunstliebenden Kreisen wohlbekannten, ostpreussischen Malerschule auch weiterhin an seinem Teile dazu beitragen wird, den Ruhm der deutschen Arbeit im Osten auf dem Gebiete der Kunst zu festigen und zu mehren. —

Von unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Das zweihundertjährige Jubiläum der Firma Gräfe und Unger benutzen wir dazu, unsere schon langgehegte Absicht auszuführen, auf die vorbildliche räumliche Gestaltung dieser in Deutschland wohl kaum übertroffenen Buchhandlung nachdrücklich hinzuweisen. Professor Friedrich Lahrs, der Erbauer der Königsberger

Kunstakademie, ist der Schöpfer dieses Heimes; hier ist nichts, was aufdringlich an Geschäftliches erinnert, sondern man kann wirklich in Ruhe sich dem Studium der Bücher hingeben. Dr. Ulrich Balzer, Redakteur der Königsberger Allgemeinen Zeitung, führt uns in das Wesen und Wirken dieser Stätte deutscher Kultur in Königsberg ein.

Das vorliegende Heft behandelt vor allen Dingen Königsberger Dichter und ostpreussische Kunst. Es soll den Gästen aus dem Reich zur Herbstversammlung des „Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel“ ein Gruß unserer Ostmark sein. Unsere Zeitschrift erfüllt gleichzeitig eine ihrer wichtigsten Aufgaben, junge, aufstrebende Talente zu fördern. In diesem Zusammenhang sei unserer Mitarbeiter Martin Borrmann, Fritz Kudnig und Alfred Hein gedacht, von denen wir schon häufiger ausführlich in den Ostdeutschen Monatsheften berichteten (siehe Heft 3 und 5 des I., und Heft 4 des III. Jahrgangs). Martin Borrmanns erste Novelle „Die Venus mit dem Orgelspieler“ (Verlag Ernst Rowohlt-Berlin), über die wir auch in der Rundschau hören, hat nicht nur im Osten, sondern auch im Reich einen schönen und starken Erfolg erzielt, so daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Einige neue Bücher von ihm, ein Roman und Novellen, erscheinen in nächster Zeit im gleichen Verlag. Wir haben die Freude, eine seiner ersten Novellen „Geburt“, die der Dichter vollständig umarbeitete, zu veröffentlichen. Wesen und Art seines Schaffens spricht besonders aus seinem Beitrag „Der Knoopwinkel“. Eine längere Reise nach Süddeutschland und Bayern beendete er mit einer Fahrt mit dem Flugzeug, das ihn von Danzig nach Königsberg führte.

Fritz Kudnig, dessen Liebe zu seiner ostpreussischen Heimat, vor allen Dingen zu den Dürren, immer wieder in Worten und Gedichten zum Ausdruck kommt, durfte in diesem Heft nicht fehlen. Im Ahnertverlag zu Kassel erscheint demnächst ein Gedichtbuch. Freunden seiner Lyrik sei empfohlen, sich bei dem Dichter selbst (Königsberg i. Pr., Hammerweg am Zuisenfriedhof) das Buch zu bestellen.

Fritz Kudnig war es, der im ersten Königsbergheft (I 5) warm für Gertrud Liebisch eintrat. Wir können ein Bild der künstlerischen Entwicklung der in Königsberg Lebenden durch die Veröffentlichung einer Reihe von Sizilianen geben. Auf diesem Gebiet kommt ihre Befähigung besonders stark zum Ausdruck. Auch sie hat, wie viele ostpreussische Künstlerinnen, die herbe, fast harte, männliche Art, die sich mit tiefem Gefühl und Empfinden vereint. Wer über ihr schweres Schicksal und ihr Leben genauer unterrichtet sein will, der lese den Aufsatz von Fritz Kudnig in dem oben genannten Sonderheft über Königsberg nach.

Fritz Kudnig warb Freunde für Gertrud Liebisch, — Gertrud Liebisch wirbt Freunde für Walter Scheffler, von dem uns Kopernikus in der Rundschau dieses Heftes berichtet. Ferdi-

nand Avenarius hat im Kunstwart auf den jetzt Vierzigjährigen hingewiesen, der unter den schwersten Bedingungen in Königsberg lebt und bisher im Osten nur wenig Anerkennung fand. Erkrankungen verschiedener Art (Taubheit) hemmten die Möglichkeiten, sich von der täglichen Lebenssorge freizumachen. Zwar hat Walter Scheffler weder an Vorbildern noch an Künstlerfreunden lernen und sich entwickeln können, aber dennoch zeigen seine Gedichte eine weit über den Durchschnitt ragende Begabung. Beiträge von ihm sind in den Zeitschriften „Der Sirn“, „Das Grenzland“, in Taubstummenblättern u. a. Zeitungen erschienen. Wir hören von Gertrud Liebisch selbst: „..... Sie schätzen die Kunst der Stillen im Lande, und ich dachte, Walter Scheffler wäre ein Mann für Sie. In dem Buch ist etwas „drin“. Und das ist mir immer die Hauptsache. Ich will von Kunst etwas „haben“, will erhoben, erbaut sein. Licht, Kraft oder Klarheit muß sie ausströmen, und wenn ich das nicht finde, lehne ich selbst die bekanntesten Namen ab, vor denen sogar die Kritik in Ehrfurcht halt macht. Und hier ist etwas; ich lasse Scheffler selbst reden, obgleich es immer müßig ist, einzelne Stellen aus dem Zusammenhang zu reißen. „Ich fühle Heiligkeiten schütternd wehn — ich schaue Gott, zu dem ich beten kann — —“

Morgenrot leuchtet ums toddunkle Tor. — Gottstarker Schmerz, der Offenbarung schafft, der uns erhebt in ein erhöhtes Leben — den tiefen Trost konnt ich uns beiden geben: Der Erde Leid löst auch der Erde Haft!“

Dom Sturm zur Stille:

Nun spricht die Nacht den hohen Segen
weit über das verweinte Land.
Das Wetter starb in fernen Schlägen —
dort quillt mir schon der Mond entgegen
aus lichtverklärter Wolke Rand.

Ich fühl' ein schügend Händebreiten
stark über meiner Stirne stehn.
So fest und friedvoll wird mein Schreiten,
als könnt ich gehn in fernste Weiten,
wo meine Sterne golden stehn.

Es ist immer schön, wenn jemand trotz der kampfperrissenen Welt die Sterne sieht und Gott — und doppelt wertvoll, wenn einer, der durch das Tal des Leids ging, sie uns kündigt. Was Scheffler singt, ist immer schön und einfach. Mit wenigen Worten ein Bild: „In Juni-sonne“ 3. B.

Das Himmelsblau auch mit den Silberfäunen
sät gleißend Gold ins stille Feld.“

Ich finde, man tut Unrecht daran, ihn hier totzuschweigen. Aus dem Westen, Holland und aus der Schweiz hat er einen ganzen Berg Zeitschriften. Es sind unter den 150 Gedichten viele, mit denen ich nicht allzuviel anzufangen weiß — schön sind sie immer, — aber das gleitet und flutet — nicht unwirklich, doch weifenlos

wie Nebel und Mondlicht auf stillen Wiesen. — Diese Freude am Singen und Klingen ist ja nur zu verständlich, — wenigstens mir. . .“

Es ist unsere Pflicht, im Osten, Walter Scheffler zu helfen und zu stärken in seinem Kampf für das Schöne und Große, das er trotz der Bedrückungen seines Lebens wie eine heilige Flamme vor sich sieht. Wir brauchen in trüben Zeiten Menschen dieser Art, die den Glauben nicht verlieren, die fest und stark in sich wurzeln, die Charakter haben.

Zu Martin Bormann und Fritz Rudnig gesellt sich noch Alfred Hein, der uns in diesem Heft von „Ostpreussischen Flüchtlingen“ erzählt. Von ihm, seinen Büchern und seinem Vortragsabend in Berlin haben wir in früheren Heften gesprochen (I 5, III 4). Eine obererschlesische Novelle soll im zweiten Schlesienheft veröffentlicht werden.

Dr. phil. Ernst Rose, der eine Studienfahrt nach Amerika macht, hat die unveröffentlichten und wichtigen Briefe und Schriften Albert Dulas aufgefunden. Von dem Königsberger Dramatiker Dula hat uns Paul Friedrich ausführlich im Heft drei des zweiten Jahrgangs berichtet. Wir bringen aus den aufgefundenen Schriften Roses den Briefwechsel Albert Dulas mit Paul Henje, der auch wesentlich neue Aufschlüsse über die Weltauffassung und den Charakter Dulas gibt.

Auf das Wirken E. T. A. Hoffmanns ist bereits verschiedentlich aufmerksam gemacht worden. Wir weisen besonders auf das Ehrenndenkmal, das ihm Königsberg setzte, hin. Einer der besten Kenner E. T. A. Hoffmanns, Richard von Schaukal, berichtet über des Dichters Jugendzeit. Zu dem im Juliheft (III 4) über E. T. A. Hoffmann erschienenen Aufsatz von Dr. Wilhelm Bolze ist noch folgendes zu erläutern: „E. T. A. Hoffmann ist am 25. Juni 1822 in Berlin gestorben.“

„Der Dichter hat seinen Fantasiestücken nach Callots Manier niemals Zeichnungen, bloß der 2. Auflage ein Selbstporträt beigelegt.“

Nicht Kreisler oder sonstwer beschreibt die Rückseite der Blätter des Kater Murr, sondern der Kater Murr selbst hat ein gedrucktes Buch als Unterlage und Löschpapier benutzt.

Die Musik zu Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee“ ist nicht verloren gegangen, sondern befindet sich in der musikalischen Abteilung der Berliner Bibliothek (vgl. Hans von Müller: „Hoffmanns Briefwechsel“ und die „Erinnerungen“, 2. Band S. 716, Berlin, Paetel, 1922).“

Elisa von Bockelmann beschreibt uns ihre Märchenfahrt durch Ostpreußen. Fast drei Monate wanderte sie von Dorf zu Dorf und erzählte Sagen und Märchen. Auf ihre Märchen im Verlag Matthes und auf ihre Persönlichkeit ist schon häufiger hingewiesen. Ein kleines Heft

„Danziger Märchen“ mit neun Scherenschnitten von Elisabeth Thude und einem Vorwort von Senator Dr. Strunk, das im Verlag „Die Verbindung“ (Hans Rhaue) Danzig-Zürich, in guter Ausstattung herauskam, ist im Inhalt ungleich und manches ein wenig gewollt. Das „Bernsteinmärchen“ dürfte ihrer Art und ihrem Wesen am meisten entsprechen. Demnächst werden ihre Kindheitserinnerungen, voraussichtlich als eins der Heimatbücher der Danziger Verlagsgesellschaft (Danzig, Langgasse 40), veröffentlicht werden.

Karl Peter, früher Schriftleiter der Hamburger Zeitschrift „Der Mensch“, gibt uns eine Schilderung seiner Lustreise. Er wirkt jetzt im Arbeitsamt der Cäsar Glaischengeellschaft, über die wir im vorigen Heft berichteten (III 4). Wir bitten Freunde Cäsar Glaischens, der Gesellschaft beizutreten und sich an Frau Glaischen, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 51, oder an Karl Peter, Hamburg-Kleinborstel 239, zu wenden.

★

Die neue Front*)

Die anspruchsvoll erscheinende Ueberschrift hat hier seine volle Berechtigung. Aus der Not unseres Volkes haben sich Männer der Tat ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit zu fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft zusammengefunden, um Richtlinien zum Wiederaufbau und zur Erneuerung zu schaffen. In der Erkenntnis unserer schweren Lage siegt trotz allem der Glauben an die Zukunft, wenn wir uns im nationalen Sinne zusammenfinden. Von maßgebenden Führerpersönlichkeiten werden die verschiedensten Gebiete und Probleme behandelt, vor allen Dingen auch die Grenz- und Ostfragen, die dem gleichen Ziel zugeführt werden sollen. Die Namen der Mitarbeiter zeugen von der tiefen Erfassung der geistigen Strömungen unserer Zeit, von bleibenden und Augenblickswerten, wovon das umfangreiche inhaltschwere Werk einen vortrefflichen Einblick gibt. Der dem Osten besonders nahestehende August Winnig ist mit einem Beitrag „Die neue Weltlage“ vertreten. Es gilt, den neuen Geist, der aus dem Buch spricht, in die Massen hineinzutragen, eine geschlossene Front für ein gesundes nationales Gemeinwesen zu bilden.

*) Die neue Front (Verlag Gebrüder Paetel, Berlin W. 35; geg. 60 Mt., Halbleinen 90 Mt.), herausgegeben von Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen, Max Hilbert Bochm.

★

Einladung zur 2. Deutschkundlichen Woche*) in Danzig in der Technischen Hochschule 8.-15. 10. 1922

Wie im vorigen Jahre laden wir Euch, deutsche Volksgenossen in Danzig und in seiner engeren und weiteren Nachbarschaft zur Deutschkundlichen Woche in Danzig ein.

Die Zeiten sind für uns alle schwer und nur zu überstehen und zu bessern durch Selbstbesinnung auf unsere geistigen und sittlichen Werte und Kräfte und durch gemeinschaftliches Handeln im Geiste unserer großen deutschen Führer und im Sinne echten deutschen Volkstums. Der Gedanke der deutschen Volkseinheit und der gemeinsamen deutschen Kultur verbindet uns alle, die wir von einander durch staatliche Grenzen getrennt sind. Dieser Gedanke beherrscht die 2. Deutschkundliche Woche.

Wir wollen in den Mittelpunkt unserer Deutschkundlichen Woche das Bekenntnis zur gemeinsamen deutschen Mutterstadt stellen. Darum werden wir ihre Entstehung, Verbreitung, Wandlung, Anwendung und Pflege in

*) Genaue Vortragsfolge, Theateraufführungen, Ausstellungen, Besichtigungen werden in der nächsten Ausgabe (Seimats- und Danzigsonderheft) angegeben. Besuch und Teilnahme ist warm zu empfehlen. Schriftlich.

Vorträgen und Uebungen behandeln, wissen wir doch, daß die Sprache die Scheide ist, in der das Messer des Geistes steckt. Und deutschen Geist und deutsche Sprache zu erhalten und zu mehren und unsern Nachkommen als einen unverlierbaren Schatz zu hinterlassen, dies ist unsere vornehmste Aufgabe in einer Zeit, in der diese Güter bedroht und angefochten sind. (Im Unterschied von den einstmaligen Hauptstufen der Forschung und Kunst, von dem Christentum und von der Antike.) Wir müssen immer bewußter das Einheimische, das Deutsche in seinem Wachstum zu immer größerer Geltung bringen und den deutschkundlichen Gedankens zum Kern einer neuen Wissenschaft machen.

Kommt, liebe Brüder und Schwestern, und vereint Euch bei der Deutschkundlichen Woche und beweist so zu eigenem Gewinn und zum Heile unserer gemeinsamen deutschen Kultur Euren Anteil am Deutschtum.

Deutscher Heimatbund Danzig.
gez. Dr. Matthaei, gez. Dr. Strunk,
Geheimrat. Senator.

Deutschkundliche Gesellschaft.
gez. Dr. Schmidt, Studienrat.

Buchbesprechungen

Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen
Menschen gebildet oder verderben. Herber

Walter von Molo: Im Zwielicht der Zeit. Bilder aus unsern Tagen. Albert Langen, Verlag, München.

Wenn man diese stilistisch guten, unterhaltenden, oft fein pointierten Skizzen und Novellen, aus Jahren gesammelt, nicht in Parallele mit Moslos großen Romanschöpfungen stellt, wird sich jeder solch kleine kost Liebende an dem neuen Buche des Dichters freuen können. Blicklichtartig werden Schicksale unserer Tage beleuchtet, vieles bleibt eben durch die knappe Form unvergeßlich haften dank der Bildkraft des Ausdrucks, die auch in diesen kleinen Arbeiten Moslos obwaltet. Alfred Hein

Jahrbuch für 1922 des Vereins für das Deutschtum im Auslande. Preis 7 Mark (Ausland 15 Mark).

Da das Handbuch des Deutschtums im Auslande seit Jahren vergriffen ist und in seiner früheren Art der hohen Kosten wegen nicht mehr herausgebracht werden kann, gibt der Verein für das Deutschtum im Auslande dieses Jahrbuch heraus. Der Leiter des Instituts für Auslandsunde und Auslandsdeutschtum, Dr. Hugo Grothe in Leipzig, berichtet in dem Jahrbuch zum ersten Male über das Schicksal und die Entwicklung des Auslandsdeutschtums im letzten Jahrzehnt, besonders seit 1914, wodurch eine empfindliche Lücke ausgefüllt wird. Das Jahr-

buch führt uns über die ganze Erde, soweit die deutsche Zunge klingt, und wird allen denen, die das Auslandsdeutschtum mit Teilnahme verfolgen, und dem Drittel aller Deutschen, die Auslandsdeutsche sind, ein wertvoller Ratgeber und ein unentbehrliches Nachschlagewerk sein. Außerdem enthält das Jahrbuch einen Beitrag von Dr. Gottfried Sittbogen über das Auslandsdeutschtum in der Schule, auf den besonders die Lehrerschaft und die Schulvereinigungen aller Art hingewiesen seien. Schließlich enthält das Jahrbuch noch eine interessante Uebersicht über die europäischen Staaten nebst einer Angabe über die deutsche Bevölkerung in ihnen, die besonders wichtig für den Osten ist, und ein Verzeichnis der hauptsächlichsten Zeitungen deutscher Sprache im Auslande.

Da das Jahrbuch außerdem noch die wichtigsten Nachrichten über die Organisation, die Ziele, Arbeiten und Aufwendungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande enthält, ist es für alle diejenigen ein willkommener und unentbehrlicher Führer, die Sinn haben für die gemeinsame Arbeit, für das einige deutsche Volkstum ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit.

Dr. Hermann Strunk

Friedrich Schnack. „Der Zauberer“. Gedichte. Geheftet 25 Mk. In Halbleinen 48 Mk. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Unter den vielen Gedichtbüchern der letzten Zeit ragt Friedrich Schnacks „Der Zauberer“

hervor, das, von innerster Musik erfüllt, in bilderreicher Sprache uns eine Stille formvollendeter Lieder schenkt. Es fließt der klare Strom eines echten Dichters, der wirklich mit Zauberhand uns ins Land der Schönheit führt. Wir sind es Schnack schuldig, das Buch zu lesen und uns seinen Namen zu merken.

Carl Lange

„Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution“
von Eugen Rosenstock. Patmos-Verlag, Würzburg 1920.

Das Buch gehört in die Reihe der „Bücher vom Kreuzweg“, die den Leidensgang unseres Volkes begleiten und ihm Wegweiser in eine bessere Zukunft sein wollen. In einer ganzen Reihe von Aufsätzen, die in der Zeit vom Frühjahr 1916 bis nach dem Friedensschluß von Versailles geschrieben wurden, spricht sich der Verfasser über die verschiedensten Fragen aus, die ihm am Herzen liegen, z. B. „Goethe und Bismarck“, „Der beste Staat“, „Die Größe unseres Unglücks“, „Deutschland und der Völkerbund“, „Die beiden letzten Führer: Rudolf Steiner und Johannes Müller“, „Die Epochen des Kirchenrechts“, „Der Selbstmord Europas“, „Die Krise der Universität“ u. a. m. Tiefe Kenntnis der Seele unseres Volkes, schwere Sorge um seine Gesundung, wertvolle Gedanken über das, was uns allen vor allem nottut, kennzeichnen diese Blätter. Als Kostprobe seien folgende Sätze angeführt (S. 154): „Der Bolschewismus entfesselt die Leidenschaften des Bauchs und der Sinne. Weder Vernunft noch Reinheit können gegen die entfesselte Bestie angehen. Das vermag nur eine ebenso unbändige Leidenschaft, die Leidenschaft des Herzens der Hasser, die Buße tun. Nur da, wo die tiefsten Leidenschaften selbst entfesselt sind, wo sie aber in der Umkehr des Herzens gebunden werden zum Dienst, nur da wachsen die Menschen, die im Kampf mit wilden Tieren bestehen und überwinden. Die Gegenbewegung gegen den Bolschewismus kann nur das Christentum sein, kein Konfirmanden- und Goldschnittchristentum, sondern eine wirklich entnationalisierte, weil übernationale Schar von Gottstreitern aus aller Herren Länder, die den einen Herrn erwählt haben. Nicht der internationale Klerus genügt heute, sondern ein internationales Laienkorps tut not, um die Bestie Mensch wieder an die Kette zu legen.“

Die Wirkung dieses Buches wird nur dadurch geschwächt, daß die geistvollen Gedanken zuweilen gar zu geistreich-geübt auftreten.

Reinhold Heuer

Willibald Köhler: „Die Spiegelbrücke“. Gedichte. Erdegeist-Verlag Leipzig.

Wenn auch dieser junge Dichter in seiner ersten schmalen Sammlung erst in einzelnen Gedichten in mancher Strophe ganze Eigenart verrät, macht doch auch das gesamte Lyrikwerk einen geschlossenen Eindruck. Ganz selbständige Schöpfungen sind die Gedichte „Gebet auf dem Marsche“, „Märzwind“ (hier das hübsche Bild: „Da scheint ein Wind in hohen Wipfelweigen

den Frühling als ein zartes Kind zu schaukeln“), „Der Fremde“, vielleicht auch „Die Spiegelbrücke“. In den andern Gedichten findet man neben Schönheiten der Sprachmusik und der Anschauung doch noch nicht das bis ins letzte Klare geschliffene Gedicht. Gerabegu schwächlich sind die Rilke nachahmenden (ihn aber nicht übertreffenden) Gottgedichte des zweiten Teils des Buches. Der Weg dieses jungen Dichters weist ganz anderswohin als in die Rilkesche Richtung. Kein Vers ist an sich schlecht, manches lieft sich geschliffener als im ersten Teil des Buches, und doch wirkt es eben unselbständig, unpersonlich und deshalb leer. Hier rettet sich der Dichter nur in den Gedichten „Abend in der Stadt“ mit der bildkräftigen Bezeichnung der Straßen als „Häuserlitanei“ und „Allerseelen“ in einen einigermassen eigenen Ton. Es wäre schade, wenn die erst leise eigene Musik des jungen echt empfindenden Lyrikers, berauscht von den symphonischen Versmusiken Rilkes, in diesen ertränke. Denn eines steht hinter all seinen Gedichten: ein ausströmendes Gefühl und jene verklärte Stille des wirklichen Lyrikers.

Alfred Hein

Georg Bunau: 1. „Sibille, die Schulzin“. Erzählungen und Novellen aus vergangenen Tagen für reise Menschen. 184 Seiten. 2. „Sum Hundergaulenhaus“ und andere Erzählungen für reise Menschen. 172 Seiten. Dresden o. J., Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

Man darf den Verlag beglückwünschen, daß er diesen Dichter bekanntzumachen unternommen hat; denn einerseits hat er in der Tat einen Dichter von reifer Gestaltungskraft und Formungskunst in Georg Bunau entdeckt, und andererseits hat er uns Deutschen mit dessen Büchern ein Geschenk gemacht, das gar nicht hoch genug zu schätzen ist in einer Zeit, da es unserer erzählenden Kunst an Dichtern fehlt, die die schwere Formkunst der Novelle so beherrschen wie Bunau und das kostbare Gefäß der Novelle mit so frischem wahrhaften Leben zu erfüllen vermöchten. Man mag, welche von den Erzählungen dieser beiden Bücher man will, unter die kritische Lupe nehmen, immer findet man eine Gestalt in den Mittelpunkt der dramatisch zugefügten Handlung gestellt, der das warme Leben mit seinem Ernst und seinem Humor nur so aus den vollen Backen springt, daß es eine Freude ist. Man mag die Handlung ansehen, immer entspricht sie dem Wesen der Novelle, das von ihr außer dem dramatischen Aufbau von Exposition zur Neigung, über den Höhepunkt zum Ausklang die Zusammenfassung eines Lebens in einem entscheidenden Augenblick verlangt. Und hinter Charakteristik der Gestalt und hinter der packenden Handlung steht immer auch eine sorgfältige, freilich nie kleinlich naturalistische Umweltbeschreibung, wie sie zum Verständnis notwendig ist. Man hat gesagt, Riehl sei in Bunau wieder lebendig geworden: Ich finde, am lebendigsten ist Bunau selbst als durchaus eigenwilliger Charakter in ihnen zu finden.

Ernst Lemke

Erwin Fries: „Anima“ (Allegro, Scherzo, Adagio, Finale). Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla 1921.

„Anima“ Weshalb durfte nicht das schönste Wort, das die deutsche Sprache besitzt, über diesen Gedichten stehen? Das einfache und doch aller Wunder volle Wort: Seele! ... Aber des Dichters blieb — auch in der Wahl seines Buchtitels — sich selbst getreu. Denn in all seinen Versen findet man von „Seele“ keine Spur. Dafür aber um so mehr: gepuzte Eitelkeit, schnarrendes Selbstbewußtsein und ein geradezu schauderhaftes Deutsch, das wohl nur der Autor selbst für expressionistische Dichtung (das soll es offenbar sein!) halten dürfte. Ein paar Proben gefällig?:

„Und Du ... / junge erblühte Blume, /
duftende Rose von Schiras, / lockst mich, zwei
Kirschen im Munde, / ein Paar an Ohres /
hellrota Lappchen ...!“ —

„Laue Sommerwinde singen, / Mond schleicht
oben lächelnd hin —“ — !!

„Dämmerstunde senkt auf Landschaft / mäh-
lich grüne, graue Schleier, / Nacht kommt leise
schleichend an.“ — !!!

„Auf feuriger Stute ich jage / und spitze
Sporen ihr gib, / sie sprengt wie der Teufel im
Winde, es brennt ihr im Fleisch scharfer Hieb. —
Es ist nur schade, daß der Verlag dieses
Kauferwelsch — in so erstklassiger Ausstattung
herausgebracht hat! Frik Kudnig

Emil Ermatinger: „Das dichterische
Kunstwerk“. Verlag von B. G. Teubner-Leip-
zig-Berlin. Preis geh. 40 Mk., geb. 48 Mk.

In fesselnder und geistvoller Art führt uns
Ermatinger in die Werkstatt des Dichters.
Wir folgen ihm bis zum Ursprung der schöpfe-
rischen Idee und des Erlebnisses, aus dem die
Dichtung entstanden ist. Weltanschauungspro-
bleme werden an Beispielen der Werke unserer
großen Dichter behandelt. Aus ihnen heraus
erklären sich ihre dichterischen Schöpfungen, Epi-
k, Drama und Epik.

Prof. Dr. E. Ermatingers tiefgründige Dar-
stellung offenbart uns neue und wertvolle
Quellen. Er weiß die einzelne Dichterpersön-
lichkeit dem Ganzen einzuordnen und kommt
zu einer Literaturbetrachtung, der er eine neue
und eigene Form in vollendetem Stil gibt.

Georg Herrmann

Willrich Peuckert: „Apokalypse
1618“. Mit 4 Einoleumsknitten von Walter
E. Koch. Verlegt bei Eugen Diederichs in
Jena 1921.

Karl Hans Strobl: „Die alten Türme“.
Roman. L. Staackmann, Verlag, Leipzig 1921.

Apokalypse 1618. Ein Roman mit dem
Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges,
seiner Greuel und schrecklichen Leidenschaften,
seines Aberglaubens und der religiösen Zweifel,
die er in vielen Gemütern aufregte; also ein
sehr zeitgemäßes Buch, denn der Weltkrieg
hat ja in ähnlicher Weise unsre Leidenschaften
aufgerührt und uns vor die schwersten Welt-
anschauungsprobleme gestellt.

In einem schlesischen Gebirgsdorf nahe der
böhmischen Grenze regiert Friedel Knoll herrlich
und verschlossen Haus und Hausgenosse, sein
Weib und seine üppig emporgewachsene Tochter.
Da wird er durch sektiererische Weber, die bei
ihm Bibeltunden halten und aus den Pro-
pheten und der Offenbarung Johannis der Nähe
des Jüngsten Gerichts gewiß geworden sind,
seelisch völlig aus dem Gleichgewicht gebracht.
Eine behebende Angst vor den 4 apokalyptischen
Reitern, die über die Erde rasen und unaus-
sprechliches Unheil anrichten werden, packt ihn
und treibt ihn ruhelos, nach einem Zufluchtsort
vor diesen Schrecken suchend, umher. Er zwingt
Frau und Tochter, mit ihm den Hof zu ver-
lassen und haust nun mit noch einem Einsamen,
der aus Böhmen vor den Greueln des eben
ausgebrochenen Krieges geflohen ist, zusammen
auf dem Kamm des Gebirges in wüster Einöde.
Aber allmählich härtet sich seine Seele; Zweifel
an der Gerechtigkeit Gottes fressen sich immer
tiefer ein; er fängt an, Gott gradezu zu hassen,
ja, zuletzt glaubt er gar, Gott sei längst ge-
storben. Und aus Zorn gegen Gott und aus
Verachtung der Menschen schlägt er rücksichtslos
jeden nieder, der in seinen Bereich kommt,
so daß die Sage entsteht, Kain sei wieder am
Werke, der Brudermörder. Endlich stürzt er
an einem stürmischen Tage in eine Felskluft
und stirbt, ein trotziger, verbissener, unseliger
Wahrheitsfinder bis ans Ende.

Das Buch ist in topographischer Hinsicht grade-
zu musterhaft: Papier, Type, Druck, Bildaus-
stattung geben einen vollendeten Zusammen-
klang. Die Bilder aber stehen natürlich, wie
üblich, nicht an richtiger Stelle.

Der Verfasser ist zweifellos ein starkes Ta-
lent: kernige, aus dem Dialekt aufgefrischte
Sprache, packende Schilderungen (Feuersbrunst,
Tod der Frau Knolls), einbringende Seelenana-
lyse. Und doch wird nur derjenige das Buch
ohne Wenn und Aber aus der Hand legen, der
auf expressionistische Kunst eingeschworen ist.
Die abrupte Darstellungsart läßt oft die Zu-
sammenhänge unklar, die gestaltende Phanta-
sie erscheint überhitzt: die Menschen bewegen
sich alle in Extreme, ihr Grübeln und Han-
deln, Lieben und Hassen übersteigt jedes Maß.
Man hat in ihrer Nähe den beängstigenden
Eindruck überhitzter Dampfkessel, die gefahr-
drohend glühen, pfeifen und zischen, so daß
man wohl vor ihrem unheimlichen Anblick
Respekt hat, aber sich eben doch gern in respekt-
voller Entfernung hält.

Ganz anders Strobl, der bekannte Verfasser
des dreibändigen Bismardromans, sowie zahl-
reicher, meist in Wien und Prag spielender Er-
zählungen.

Sein Buch führt uns in das mährische Berg-
städtchen Jglau, das mit seinen alten Türmen
und gemüthlichen alten Häusern, seiner Stadt-
umwallung, seiner prächtigen landschaftlichen
Lage, seiner bedeutenden Vergangenheit als
Bergmanns- und Tuchmacherstadt einen über-
aus stimmungsvollen Rahmen abgibt. Freilich,
die alte, schöne Zeit ist im Hinschwinden, und

auch der beginnende Nationalitätenhader zwischen Deutschen und Böhmen wirft böse Schatten. Aber trotzdem lebt es sich so behaglich in dem alten, wunderlichen Neste. Was für eine Fülle von Originalen bergen seine Mauern! Der alte Schmied, dieser grundgütige, geschickte, heitere Weltweise; der Optikus Freisleben mit seinem Suchen nach dem Stein der Weisen; der Mexikaner, der im Winter wohl oder übel in seiner Vaterstadt unterkriecht und Bekehrungsversuche über sich ergehen läßt, aber bei beginnendem Sommer von unwiderstehlicher Wanderlust fortgezogen wird; die drei hämischen Jungfern Rodenzahn u. s. f. Es ist eine Stadt, es sind Menschen, wie sie Spitzweg mit so großer Liebe gemalt hat. Mit ebenjogroßer Liebe und Behaglichkeit zaubert sie Strobl vor unsre Augen. Es ist ein köstlicher Genuß, sie agieren zu sehen. Das Erotische spielt nur leicht hinein. Die bitter süße Liebesgeschichte des jungen Freisleben erfüllt es mit Vergnügen und Wehmut. Ueberhaupt klingt durch das Buch, so amüßant und behaglich es zu lesen ist, doch die Wehmut eines milden, schönen Herbsttages, und die schnurrigen Schildereien sind versetzt mit ernster Lebensweisheit.

Ein herzerfreuendes Buch!

Reinhold Heuer

Monika Hunnius. „Menschen, die ich erlebte“. E. Salzer, Verlag, Heilbrun. Geh. 18 Mk., geb. 35 Mk.

Ein neuer Hunnius! Schon das erste ihrer Bücher „Mein Onkel Hermann“ erwarb durch die schlichte Wiedergabe ihrer Erinnerungen aus Alt-Estland der gemüthvollen Erzählerin warme Sympathien. Desgleichen wußte sie in den nachfolgenden Bildern aus der Bolkewikenherrschaft in Riga packende Eindrücke zu vermitteln. — In ihrer letzten Schaffensgabe kehrt sie wieder zu jener mehr beschauflichen Tonart zurück, die ihre besondere Eigenart ist und sie, bei ihrer Einfühlung in das Seelenleben ihrer Umgebung speziell befähigt, abgerundete Ausschnitte aus dem großen Bilderbuch des Lebens zu geben. Die Skizzen des baltischen Verwandtenkreises und dortiger Personentypen wirken doppelt lebenswahr, da sie zum Teil an aktuelle Vorgänge anknüpfen, die an das Idyll dieser bis dahin ungelegneten harmonischen Leben das tragische Ende eines vom russischen Terror beschleunigten Ausganges setzten. — In dem „Meine Mutter“ benannten Kapitel verkündet sich die Kunst der Verfasserin zu kristallklarer Lauterkeit der Darstellung, die aus der Schilderung dieser hochgemuten Frau ein Erlebnis zu machen weiß. „Elschen“ ist von jenem feinen Duft zärtlicher Verhaltnenheit umwoben, der an Stormsche Meisterhaftigkeit erinnert und neben den kräftig gezeichneten Frauentypen „Jule“ oder „Die Filakerin“ wie ein zartes Pastell sich ausnimmt. — Der Reiz des Buches liegt in der Verschiedenheit des gewählten Materials, dessen Charakteristik zu erschöpfen der feinbeseeelten Feder stets gelingt; in besonderer Dervollkommenung auch bei jener „Der Herr Kaplan“, da

Natur, Welt und pflichtvolles Sichbescheiden in wundersamer Harmonie miteinander verwoben sind.

Marie Schempp

„Anti-Spengler“, von Otto Neurath. München 1921. Georg D. V. Callwen.

In klarer Erkenntnis der schweren Gefahr, die dem deutschen Gebildeten, besonders der deutschen Jugend, durch Spenglers „Untergang des Abendlandes“ drohen, unternimmt es N., einige der verblüffenden Aufstellungen jenes Buches näher zu prüfen. Er zeigt dabei in den Abschnitten „Kulturphasen“, „Kulturcharaktere“, „Weltbeschreibung“, auf wie schwachen Füßen Spenglers „Beweise“ stehen, wie wenig angebracht seine diktatorische Art ist, die Geschichte vorauszubestimmen. Selbstverständlich wird ein geistvolles Buch wie das Spenglersche auf 95 Seiten nicht widerlegt, soll es auch nicht werden, wohl aber wird ihm gegenüber der Grundsatz des Apostels Paulus angewendet: „Prüfet alles, nur das Gute behaltet“, und diese Anwendung ist gerade bei Spengler dringend nötig, soll unsrer deutschen Kulturarbeit nicht der Mut genommen werden. — Sehr beherzigenswert!

Reinhold Heuer

Rudolf Haas: „Der Alte vom Berge“. Ein Roman in zwei Teilen. L. Staackmann, Leipzig 1921. 284 Seiten.

„Lieb und Leid, durch Arbeit vergoldet, leuchtet im milden Herbstsonnenschein ...“, so zieht der Dichter selbst die Summe aus dem Leben des Alten vom Berge, des Peter Redensfuß, der ein Verwandter des Triebmages und des Michel Blank ist. Leuchtet aus diesem Wort Haas' nicht eine Weisheit hervor, die wir in Raabes Werken immer wieder gefunden haben? Und in der Tat, wenn wir die milde Menschenliebe, die aus jeder Zeile dieses Romanes uns anstrahlt und aus einem erfahrenen Dichters Herzen aufblüht, empfinden und aus der Darstellung der Handlung, die mit nüchternen Worten wiedererzählt, keinen Eindruck von dem verschaffen würde, was an lebenswarmer Wirklichkeit in ihr eingefangen ist, in uns selbst wach werden fühlen, dann müssen wir immer wieder an Raabe denken, so oft auch deutlich wird, daß Haas doch ein Eigener ist, kein Nachahmer fremder Kunst, einer, der unsere Zeit mit Raabescher Güte anschaut und aus eigenem Erleben eine Weltanschauung gewann, die der Raabes so seltsam ähnelt, der die alte Erfahrung selbst erlebt hat und nun gestaltet, daß das Leben gerade die, aus denen sie ganze Edelmenschen machen will, auf verschlungenen Pfaden führt, sie aber immer an dem Herzen der Natur wieder erwärmen läßt, wenn sie an den Erfahrungen, die sie mit den Menschen machen, kalt werden wollen. So wurde der Matthias Trieb, so Michel Blank, so wird Peter Redensfuß erst ein Mensch und dann ein Künstler. Wurde auch Haas so zum Dichter? Dann dürfen wir ihn lieben, wie wir Raabe liebten, und dürfen erwarten, daß seine Bahn als Dichter immer aufwärts führt. — Ernst Lemke

Auszüge von Beurteilungen der „Ostdeutschen Monatshefte“

..... Wenn ich ein Heft der Ostdeutschen Monatshefte zu Gesicht bekomme, habe ich eine besondere Freude. Ihr habt im Osten joviell Stil und Tatkraft, daß es eine wahre Lust ist, und wir müssen uns mit Oberdeutschland und den süddeutschen Brüdern tummeln, um Schritt zu halten. Der deutsche Geist ist wach, hellwach. Ich wittere Morgenluft! ... Ich danke Ihnen, daß Sie uns Süddeutschen ein Bild des ostdeutschen Wesens vermitteln, wir kennen es noch v i e l zu wenig. Diese Kraft und Herbeität scheint meergeboren. L u d w i g S i n d h - Gaienhofen

..... Ich brauche Ihnen zu den Ostdeutschen Monatsheften, bezw. zu den vielen, vielen Stimmen der Zustimmung, nichts Neues mehr zu sagen. Man hat an der vortrefflich geleiteten Zeitschrift nur seine Freude und über ihre hochbedeutende gegenwärtige Kulturmission kann ja gar kein Zweifel sein; sie muß jedem ohne Weiteres einleuchten.

Frankfurter Neuere Nachrichten (Main). Carl Lange hat zuerst den Blick der literarischen Öffentlichkeit als Herausgeber der Borkumer Kriegszeitung auf sich gelenkt. Es gelang ihm, in der Slut der Kriegszeiten der seinen eine Sonderstellung zu verschaffen. ... Seit Jahr und Tag steht er nun an anderer Stelle auf Wacht. Mit rein geistigen Waffen kämpft er als Herausgeber der in Danzig erscheinenden Ostdeutschen Monatshefte für den Bestand und die Vertiefung des Deutschtums. Wie er auf vorgeschobenem Posten diesen Kampf führt, Alldeutschland die Schönheiten seiner Heimat zeigt, seinen eigenen Landesleuten den Weg zu den Künten Alldeutschlands bahnt, das ist in seiner Art vorbildlich und verdient die Aufmerksamkeit allerweitester Kreise. H a n s F r a n k, Frankenhof/Schwerin

In einem mehrere Seiten umfassenden Aufsatz der Mitteilungen des Deutschen Bundes Heimatschutz schreibt T h e o d o r B e h m e: „... Darum verdient eine Zeitschrift unsere Würdigung, die vor etwa drei Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen im deutschen Osten gegründet wurde, und die sich bis heute nicht nur gehalten, sondern in anerkannter Weise zu einem wichtigen Kulturträger entwickelt hat: die von Carl Lange in Danzig herausgegebenen Ostdeutschen Monatshefte. Der Geist, in dem diese Blätter geführt werden, sucht darüber hinaus überall in deutscher Kultur verbindende und ausgleichende Kräfte und gibt damit ein achtenswertes Beispiel von festem Zusammenstehen in schwieriger Lage, von Pflege aller gesunden, starken Keime, aus denen neue deutsche Blüte erprießen muß.

... In einer Zeitschrift, die so gesund aus ihrem Heimatboden gewachsen ist, wird selbstverständlich auch die heimatische Natur von den besten Federn gewürdigt und die Kenntnis ihrer mannigfaltigen Erscheinungen immer wieder durch Wort und Bild vertieft. So werden diese Blätter manchem Ostdeutschen, den das Leben fern von der Heimat geführt hat, ein liebes Raufchen aus ostpreussischen oder baltischen Wäldern oder die braunende Brandung der Ostsee ins Ohr klingen lassen oder seinem Auge Kirchen und Schlösser, die wilde Einsamkeit der Dünen, den gewaltigen Strom oder die stillen Seen vor Augen zaubern. Sondernummern lassen die Eigenart einzelner bedeutender Orte oder größerer Gebiete entstehen.

Wir freuen uns des kräftigen Heimatgefühls, des bewussten, starken und stärkenden Bekenntnisses zur deutschen Kultur, dem in den Ostdeutschen Monatsheften so vielseitig, wie wir hier nur andeuten konnten, Ausdruck verliehen wird. Möchten die Hefte auch im Reich immer mehr Stütze finden, damit sie sich auf dem eingeschlagenen Wege weiter entwickeln können, damit die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Stämmen des bedrohten deutschen Volkes immer lebendiger und inniger werde zum Heile des Ganzen.“

Neue Preussische Kreuzzeitung. ... Der Herausgeber hat es nicht nur verstanden, eine Zeitschrift zu schaffen, die in der üblichen Bahn solcher dem Geistesleben gewidmeten Zeitschriften verläuft, d. h. sie zu einem Sammel-punkt für eine Fülle anregender Aufsätze, erfreuender Dichtungen und das Auge fesselnder Abbildungen zu machen, die aber im wesentlichen für sich allein dastehen, sondern er hat zusammengefaßt und gesichtet nach dem Grundsatz, durch die einzelnen Hefte einen Eindruck zu geben, entweder von einzelnen besonders hervor-tretenden geistigen oder kulturellen Leistungen der Ostmark oder einzuführen in das Wesen einzelner in sich geschlossener landschaftlicher Gebiete. Dadurch erst hebt er die Ostdeutschen Monatshefte heraus aus der Fülle bloß unterhaltender Zeitschriften und gibt ihr den Wert eines geistigen Vorkämpfers, der die Deutschen der Ostmark stärkt, indem er ihr deutsches Selbstbewußtsein hebt, ohne das ein Volk als Macht verloren ist, der uns Heimatdeutschen aber zeigt, welche deutsche Macht es im Osten zu halten und zu stützen gilt. ... E r n s t L e m k e

Danziger Neuere Nachrichten. ... Ueberblicken wir die in den zwei Jahren geleistete Arbeit, so müssen wir gestehen, daß die Ostdeutschen Monatshefte, was Reichhaltigkeit des Inhalts und Wert der Beiträge anbetrifft, in die erste Reihe der periodisch erscheinenden Veröffentlichungen einzureihen gilt. Der Kultur in den ostdeutschen Gebieten zu dienen, ein Band zu schaffen zwischen ihnen und dem Reich, hat sich diese Zeitschrift als Ziel gesetzt. Schlesien, Posen und Pommern, Danzig, Ostpreußen, das Memeler Land, ferner das Baltikum und Finnland werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. Die führenden Geister dieser Gebiete, daneben aber auch Männer und Frauen im gesamten Deutschland, die etwas zu sagen haben zu den Fragen des deutschen Ostens, sind Mitarbeiter dieser ungemein geschickt geleiteten Zeitschrift. Ein sehr glücklicher Gedanke des Herausgebers ist die öftere Zusammenstellung von Sonderheften, von denen u. a. vorliegen: „Danzig“, „Königsberg“, „Die Weichsel“, „Marienburg“, „Dichter des Ostens“, „Gefallene Künstler des Ostens“, „Ostdeutsche Frauen“. Geplant sind „Baltienland“, „Deutschum in den Grenzlanden“ usw. Die Ostdeutschen Monatshefte finden in ganz Deutschland die regste Beachtung. Sie erfüllen eine Kulturaufgabe und dürfen erwarten, daß immer weitere Kreise sich ihren Lesern zugesellen. Die schmucken Hefte enthalten stets eine solche Fülle des Belehrenden, Unterhaltenden und Beglückenden, daß niemand, der diese Monatschrift einmal kennen gelernt hat, sie wieder mißsen möchte. Eine vorbildliche Zeitschrift!

Freie Stimmen, Alagenfurt. ... Ein ganz ungewöhnliches Verdienst um die kulturelle Arbeit in Ostdeutsch-land hat sich Carl Lange aber unzweifelhaft erworben durch seine geschmackvoll und geschickt geleiteten Ostdeutschen Monatshefte, deren Schwergewicht der literarischen Seite zuneigt. Die Zeitschrift, die eine große Verbreitung gefunden hat, ist ein bemerkenswerter Niederschlag ostdeutschen geistigen Lebens und aus der Landschaft, aus welcher sie ihre Nährstoffe empfängt, nicht mehr forzudenken. H a n s G ä g e n - Wiesbaden

Königliche Zeitung. ... Die Zeitschrift bietet zu dem Ueberblicke über das gesamte geistige Leben im Reiche in einer Rundschau, und es ist erfreulich zu sehen, wie die alten Ströme zwischen Westen und Osten über alle Hemmnisse hinweg noch rege fließen. Darum ist es notwendig, wenn diesen Kämpfern auf der Ostwacht auch die Unterstützung im Reiche nicht versagt bleibt, wir haben Grund, jede Säule deutschen Kulturbewußtseins jenseits der eingegrenzten Grenzen zu stärken und zu festigen durch Anteilnahme und tätige Mithilfe.

Mag Kraß: „Junghorn der Freude“. 30 Kärntner- und andere Lieder, gesammelt und für Lautebegleitung gesetzt. Mit Buchschmuck von Karl Pommerhant. Verlag Jos. C. Huber, Diessen vor München.

Wenn ein Buch den Titel mit Recht trägt, so ist es der Junghorn der Freude. Der im Osten durch seine Vortragsreihe bekannt gewordene Lautenlänger Mag Kraß gibt uns hier einen Kranz von Liedern, die uns zu Herzen sprechen und die uns tiefen Einblick in die Kärntner Volksseele geben. Allen Freunden schlichter Kunst sei das Buch warm empfohlen. **E. L.**

Horst Schöttler: „So ein Hundeleben“. Verlag L. Staabmann, Leipzig. Wer Einblick und Verständnis für die Seele des Hundes gewinnen will, erlebe Lumps' Eingug in das Doktorhaus einer kleinen Stadt, seine Liebe zu Prinz. Die Betrachtungen, die Horst Schöttler, erfüllt mit feinem verjöhrenden Humor, den beiden die Hauptrolle spielenden Hunden ein gibt, kennzeichnen das Milieu der scharf gezeichneten Kleinstadt.

Georg Herrmann

Heinrich Scharrelmann: „Son- niger Alltag“. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Ein Vater hat dieses Buch über Kinder- erziehung und Familienglück seinem vier- blättrigen Kleeblatt gewidmet. Ein tief empfindender Mann, der Kinderseelen versteht und weiß, worauf wahres häus- liches Glück sich aufbauen muß, hat hier eine lebenswerte Gabe geschaffen, die vielen Gleichgesinnten zum Segen werden mag. Ob Scharrelmann von „Ge- heimen Mitterziehern“ spricht, ob er von der „Vorurteilslosigkeit“ oder vom „Tage- buch meiner Tochter“ handelt, stets leucht- et seine lebenswerte Persönlichkeit aus seinen Worten hervor, die, bald in Prosa, bald in Versen von den Dingen er- zählen, die uns alle angehen.

Hans Götgen

Heinrich Vogel: „Die gelbrote Kasse“. Wunderliche Geschichten. Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.

Ein nicht uninteressanter Jünger Edgar Allan Poes versucht sich in unheimlichen Geschichten. Wenn auch der Meister Poe Meister bleibt, ist damit noch nicht gesagt, daß diese Novellen schlecht sind. Erleb- nisse feinnerziger Menschen mit zweitem Gesicht oder Fernwirkung ihrer Seelen sind zumeist Vogels „Helden“. Was seinen Arbeiten besondere Note verleiht, ist die Stimmungsschönheit, in die er die Ereignisse taucht. **Alfred Hein**

Die beiden Prosabücher von Axel Lütke „Menschen und andere Mächte“ und „Phoenix“ sind von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart übernommen (siehe Jahrgang III, Heft 4).

Der Briefmarken- u. Notgeldhandel

Briefmarken-Neuheiten. Die deutschen Flugpostmarken liegen nun vollzählig vor. Es sind neun Werte, davon fünf für Pfennige (ohne Pig.-Bezeichnung) und vier für Mk.-Werte, letztere haben noch einen farbigen Unterdruck.

Danzig hat durch die letzte Portoerhöhung seine Marken dem neuen Porto schnell angepaßt. So hat es drei neue Werte 1,50 Mk. grau, 3 Mk. karmin und 8 Mk. mattblau erscheinen lassen; von diesen sind die beiden ersten auch mit dem bekannten Ueberdruck DM als Dienstmarken erschienen. Die Portomarken, violett, haben ebenfalls eine Ergänzung durch die Werte 75, 100 und 300 (Pig. erhalten).

Belgien wird nunmehr mit der Herausgabe der schon seit dem Januar vorbereiteten neuen Serie beginnen: die 25 Cent.-Marke liegt bereits vor. Die übrigen Werte werden in Kürze erwartet, uns erscheinen freilich die letzten Marken mit dem Königskopf, 50 Cent. blau, 1 S. braun, in der Ausführung schöner als das neue Muster.

Island gibt die vorhandenen Restbestände alter Marken weiter durch Ueberdruck als Ausfallsmarken heraus, fünf Provinorien haben wir schon melden können, jetzt ist nun die 5 Aur. grün der letzten Ausgabe mit dem Aufdruck 10 Aur. als weitere Ausfallsmarken erschienen.

Von den englischen Kolonien sind die ersten Poudwerte bereits ausgegeben, Montserrat marschiert hierbei an der Spitze, alle 1 Pfundmarken werden lilas/schwarz auf rot gehalten sein. Das Gebiet Ostafrika und Uganda hat nun jezt geteilt und zwar durch Deutschostafrika vergrößert, man wird nunmehr zu trennen haben: Kenia-gebiet mit der Hauptstadt Nairobi und Tanganika- gebiet mit der Hauptstadt Darfessalam, das ja eigentlich richtiger Bander es-Salam heißen sollte, weil seine Abteiung nichts mit dem arabischen Dar (Haus), sondern mit dem persischen Bander (Hafen — Hafen des Heils!) zu tun hat.

Die Markenreihe des Tanganikagebietes liegt ge- schlossen vor. Die Zeichnung Giraffenkopf ist unbedingt schön und wirkt im geschlossenen Satz in den ver- schiedenen Farben ausgezeichnet.

Von Salvador kommen jetzt die letzten Gedenkmarken, Ende 1921 ausgegeben, zu uns in größeren Mengen. Es ist aber „schwere“ Valutaware, so daß wir auf ihren Erwerb meist verzichten müssen, außerdem sind die ersten vier Werte auch noch mit einem Aufdruck Centenario erschienen, die natürlich wesentlich teurer sind.

Redaktion der Michel-Kataloge (Marré)

Schleswig- und ca. Notgeld= Holsteins 3000 andere Scheine

finden Sie in meiner „Illustrierten Notgeld-Preisliste“, 64 Seiten, ca. 200 Abbildungen, 4.— Mk. portofrei, kleine Liste von 16 Seiten kostenlos. 46

Victor Engelmann, Kiel 32, Postscheckkonto: Hamburg 41712



Notgeldsammler

bitten wir, unsere illust., 20 Seiten umfass. Notgeldliste gegen Vorein- sendung von M. 4,50 zu verlangen. Der Betrag wird bei Bestellungen von M. 50,— zurückvergütet.

Karl Riedel & Gamper (Inh.: Karl Riedel)

10 Danzig-Langfuhr, Brunshöferweg 45a.

Postscheckkonto Danzig 6793.

Telefon 6263.

Wirtschaftspolitische Rundschau der Preußischen Jahrbücher

in Verbindung mit

Friedrich Edler von Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.; Dr. Henry Behnsen; Dr. Hermann Fischer, M. d. R.; Universitäts-Professor Dr. Haushofer, München; Dr. Paul Lejeune-Jung; Oekonomierat Keiser, Geschäftsführendes Mitglied des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft; Staatssekretär a. D. Dr. Koeth; Dr. von Loesch, Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Schutzbundes; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Penck, Berlin; Geh. Regierungsrat Dr. Quaalz, M. d. R., Essen, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schumacher, Berlin; Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn, Köln

herausgegeben von

Dr. Walther Schotte

I. Jahrgang — Vierteljährlich 120.— Mark

Die Rundschau erscheint am 1., 10. u. 20. jeden Monats

Aus dem Inhalt des 4. u. 5. Heftes:

Walther Schotte, Die neue Mark-Katastrophe
John Firman Coar, Die Verarmung Deutschlands
als Weltgefahr

Jakob Reichert, Der Trocquer'sche Reparationsplan
Henry Behnsen, Die sinkende Goldrente der
deutschen Industrie

Ernst Schultze, Geldknappheit?

Fritz Ehrenforth, Wirtschaftskrisis u. Landwirtschaft
Frankreichs Luftstreitkräfte, ein zwingender Faktor
in Englands Politik

Ein jüdischer Staat im britischen Empire

Palästina-Mandat

Augenblicklicher Stand der Kupfererzeugung der
Welt und ihre Aussichten für die Zukunft

Der Verlauf der Wirtschaftskrise in den Vereinigten
Staaten

Politisches und Wirtschaftliches aus ausländischen
Zeitschriften
Dokumentenbeilage

Probehefte stehen gegen Einsendung des
Portos von Mk. 3.— kostenfrei zur Verfügung

Georg Stilke Verlagsbuchhandlung
Berlin NW.7, Dorotheenstr. 66/67

Am 7. August d. J. feierte der schlesische Dichter **Jelir Janoske** seinen 50. Geburtstag. Der bekannte Schriftsteller, dessen Romane „*Hantor Kalmus*“ und „*Daniel auf der Tonleiter*“ so tiefen Anklang gefunden haben, lebt in Breslau. Mit seinem von edelster Menschlichkeit getragenen Werke, dem aus dem Leben eines Offiziersgefangenenlager entnommenen Buche „*Fremdes Herdfeuer*“ hat sich der Dichter auch als Schilderer tiefsten Ernstes denen erwiesen, die aus seinen übrigen Arbeiten mehr das Fröhliche als das ebenfalls in ihnen schlummernde Tiefgründige erfassen. Janoskes Ernst und Humor fließen aus der gleichen Quelle vertiefter Innerlichkeit. Was Janoske bisher geboten hat, ist Belletristik im besten Sinne. Er schreibt nicht für einen kleinen Kreis Erwählter, er wendet sich Jedem zu, der die Musik des Tages zu hören imstande ist. Und Janoske, der selbst ein ganz ausgezeichneter Musiker sein muß, das zeigen seine vorzüglichen Bemerkungen über diese Kunst, weiß die Partituren des Lebens nicht nur ausgezeichnet zu lesen, sondern auch ihre Geheimnisse voll und rein zum Klingen zu bringen. Der jetzt Fünfzigjährige, dessen Kunst der bekannte Leipziger Verlag von Fr. Witz. Grunow Heimat geworden ist, wird noch Vielen mit den herzerquickenden Gaben seines Dichtertums Stunden der Frohmuth und des Innenvernehmens geben. W. T.

Nach achtjähriger Pause und umfangreichen Vorarbeiten wird Ende dieses Jahres der I. Band von **Drehlers Handbuch der Kunstpflege** erscheinen. Dank des Beistandes familiärer Kultusbehörden und der Regelmäßigkeit des Verlages Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W 8, dürfte der bekannte Herausgeber, Maler und Architekt **Willy O. Drehler**, Berlin W 30, ein Hilfs- und Bindemittel geben, daß Vielen unentbehrlich sein dürfte. Das Kunsthandbuch wird in diesem I. Bande die öffentliche und private Kunstpflege und sowohl die bildende Kunst als auch die Tonkunst behandeln.

Deutsche Beihilfe für Bezieher in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u. s. w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „*Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen*“ begründet. Einzahlungen dafür unter „*Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen*“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.

**Atelier für
Kunstgeigenbau**

gegr.
1875



IONNI

Willy Trossert Danzig
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



**FÜR
QUALITÄT RAUCHER**

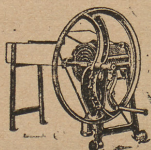
"Selikan"-Tuschen

GÜNTHER WAGNER, HANNOVER u. WIEN

Land-Maschinen

aller Art

48



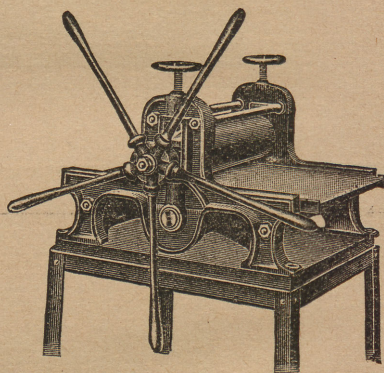
**Muscate, Betcke
& Co. A.-G.**

Danzig, Berlin - Charlotten-
burg, Königsberg (Pr.), Dirschau, Marienburg
(Wpr.), Flatow (Wpr.), Hamburg, Grimmen (Pom.),
Anklam (Pom.), Schwiebus, Breslau, Grünberg (Schl.)

Künstler-Druckpresse „Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



Leopold Hess

Berlin W.35, Genthiner Str. 29

Ankauf

Antiquitäten

Verkauf

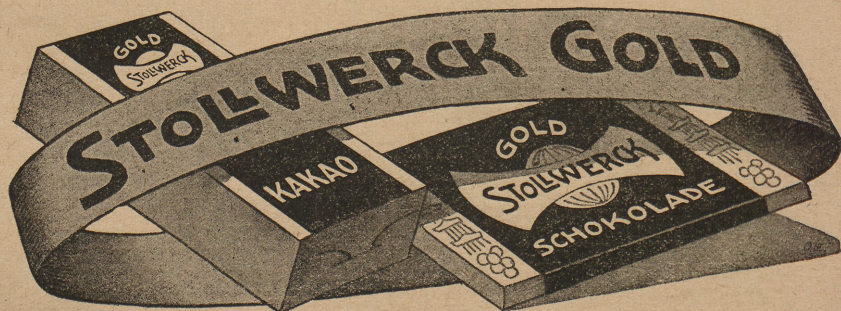
Komplette Zimmereinrichtungen

Uebernahme ganzer
Wohnungsausstattungen

Ausstellungssäle nur

11 Jopengasse 11

PAUL GEYER.



Der Getreue Hart

Halbmonatsschrift für das ganze
Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den
Parteien sammeln!

Die besten dazu aufrufen!

50 Woher sie kommen, ob von Links
oder Rechts, gilt uns gleich.

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!

Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich 16.50 Mk.
zuzügl. Post- u. Bestellgeld.

Helingsche Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Dresden-H., Lessingstraße 1.

Mit dem beginnenden 5. Jahrgang ging die
Zeitschrift des „Künstlerdanks“ DIE FLOETE
in meinen Verlag über. Sie erscheint fortan als

DIE NEUE DICHTUNG

VIERTELJAHRSSHEFTE
DES KÜNSTLERDANKS

Mit den Mitteilungen des Verbandes der
literarischen Gesellschaften Deutschlands

Herausgegeben von

HANNS MARTIN ELSTER

Mitarbeiter des 1. Heftes sind:

Rudolf G. Binding, Friedrich Schnack,
Walter von Molo, Waldemar Bonsels,
Hermann Kesser, Albrecht Schäffer,
Kurt Heynicke, Victor Curt Habicht,
Joseph Winkler, Hanns Meinke, Max
Sidow, Ina Seidel

Sehr gutes Papier, bibliophiler Druck
Einführungspreis des ersten Heftes M. 20.—
Halbjahresabonnement M. 40.—, dazu M. 6.— Porto

FRANZ LUDWIG HABELL
VERLAG ZU REGENSBURG

Preußisch-Süddeutsche 246. Klassen-Lotterie

Zur IV. Klasse,

Ziehung 12. bis 13. September 1922
empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
70.—	140.—	280.—	560.—	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer
Berlin W.8, Unter den Linden 14

Postcheck Berlin 3 11 10

Sie spielen Klavier

oder Harmonium ohne jede Vorkenntnis nach der
preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-
Notenschrift **RAPID**. Es gibt keine Noten-, Ziffern-
oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat wie
RAPID. Seit 17 Jahren weltbekannt als billigste
und erfolgreichste aller Methoden. Anleitung
mit verschiedenen Stücken und Musikalien-Ver-
zeichnis Mk. 25.—. Aufklärung umsonst.

Musikverlag Rapid, Rostock 31

Urwüchsigen Humor und köstliche Satire

finden Sie in den Werken von Nulli Nulli.

Glänzendste Presseurteile.

1. „**Stränzchen**“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten
Mk. 55.—, fein brosch. nur Mk. 45.—).
2. „**Patentitis Bürokratitis**“, ebenfalls illustr.
(behandelt Gründungs- und die Zwangsbewirtschaftung der Kohle),
Geschenkband nur Mk. 35.—, fein brosch. nur Mk. 28.—.

In jeder guten Handlung vorrätig.

Verlag **S. Görres, Essen, Leonorastraße.**
Postkonto 3759, Essen.



Kleider
Mäntel
Kostüme

Modellhaus
NOTHHAF

G. m. b. H.

DANZIG

Heilige Geistgasse 5

Telephon
5328, 1135, 6277

Täglich Eingang
von
Pariser Modellen

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. Oktober 1922 Nr. 7

Unverangigte Manuskripte nicht einfinden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Hermann Strunk: Danzig und Deutsch-land mit 2 Bildern	299
Friedrich Fischer: Die Fresken in der Turmvoorhalle der Danziger Marien-kirche mit 3 Bildern	305
Adelb. Matthaei: Die Erneuerung des Junkerhofes in Danzig m. 4 Bildern	307
Wolfgang Greiser: Deutsch-heimat-liche Künstlerarbeiten in Porzellan mit 5 Bildern	311
Carl Lange: Die Kerzen leuchten noch tief in der Nacht	314
Dr. Erich Kenjer: Der Gegenwartswert der Heimatgeschichte	315
Danzig	317
Paul Enderling: Wächter im Turm	318
Walther Domansky: Die Bibliotheca Zappio-Johannitana in Danzig	321
Walther Kühn: Die ersten Konzerte in Alt-Danzig	323
Herm. Merz: Wert u. Ziel der Wald-per	325
Willib. Osmankowski: Was die Wald-Oper für unsere Heimat bedeutet	327
Paul Abramowski: Danziger Kunst-ausstellungen	328
Karl Becker: Deutscher Heimatbund	330

Rundschau:

Hermann Strunk: 2. Deutsch-heimat-liche Woche in Danzig	331
Dr. Richard Wagner: Aufgaben der heimattreuen Vereine	332
Dr. Kurt Peiser: Der Verband heimattreuer Ostpreußen in Danzig	333
Albrecht: Der Danz. Lehrergefangsver.	334
Martin Bormann: Die Braupfanne	335
Adelbert Matthaei: Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm	336
B. Frederich: Danz. Handel u. Industrie	338
Ein Heimatdenkmal	340
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	340
Carl Lange: Ueber Zeitschriften	341
Buchbesprechungen	342—348
Was man von Danzig wissen muß	345

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten
Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9
Anzeigen-Aufträge erbeten durch die
Anzeigen-Verwaltung Presse-Werbe-Dienst G. m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf, Hallesburger Str. 17

Druck von J. S. Preuß,
Werktstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank
in
Danzig
Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt
Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38
Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Strumpfhaus Gerson

Danzig

Heilige Geisgasse 135 (am Glockentor)

Größtes Spezialhaus im Freistaat

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Trikotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe

Extra-Engros-Abteilung



Gepiante Conderausgaben

„Kongreßpolen“

„Balttenland“

„Posen-Bromberg-
Nehebidistritz“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschum in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhand-
lungen, durch die Post oder vom
Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unger,
Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich . . . 225.— Mk.
für jedes Heft . . . 80.— „
Post-Bestellschein
liegt diesem Hefte bei.

Die Anzeigen werden berechnet:
 $\frac{1}{4}$ Seite M. 4500 $\frac{1}{8}$ Seite M. 1400
 $\frac{1}{2}$ „ 2500 $\frac{1}{4}$ „ 750
Vorzugsplätze teurer; bei Jahres-
aufträgen mit Nachlaß. Die Preise
gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489
Bankkonto:
Deßbrück, Schickler & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und
der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Anzeigenpreise:

1	Geld	im	Jahre	M.	850
2	Gelder	„	„	„	1600
3	„	„	„	„	2100

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anzeigen ist nicht maßgebend für die Güte

Staatlich anerkannte
Gärtnerinnenschule Wittenberg
bei Charau, Ostpreußen.
Beginn des neuen Lehrganges am 15. März 1922.
Prospekte frei auf Wunsch.

Eisenach
Emilienstr. 12.

Lisa Beyer, Töchterheim
Ziele der Frauenschule.
Wissenschaftliche Weiterbildung, insbesondere in
Fremdsprachen. Pflege der Künste.
Gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung.

Sartztöchterheim Frau A. Müller
Nöfchenroda b. Wernigerode a. S.
Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung
d. Haush., gesellschaftl. Formen. Auf Wunsch Musik,
Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Kinder finden sorgfält. körperliche und
geistige Pflege. — 15 Zöglinge.
Landerziehungsanstalt „Heimgarten“
gegründet 1905.
Jugendheim a. d. B., bei Darmstadt.
Leit.: Elisabeth Giecke, Käthe Bomborn.

Lahn I. Klassenab. / **Pädagogium—Landschulheim**
b. Wiersberg auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Sechsklassen, Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh. Einjähr.) u.
Obersekunda. Streng gereg. Intern. famill. Charakt. Beste Pflege.
Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie. Sport, Wandern, Bäder.
Ferienf: Lahn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ I. Schl.

Das **Deutsche Töchterheim Nithack**
bietet gründl. zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Ge-
werbe, Bürgerkunde, Kunstgeschichte, Literatur, Musik bei
verz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 Mk. einschl.
Unterricht, wahlweise Fächer extra. Näheres durch Prospekt.

HOFFBAUER-STIFTUNG POTSDAM-HERMANSWERDER

JUGENDHEIM (vom 2. Jahre an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jung. Knaben
FRAUENSCHULE mit staatl. Berecht.
HAUSHALTUNGSSCHULE
ERHOLDUNGSHOHEIM
Jdylische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Gastsekretärinnen

Föllner-Werkenthin-Lyceum

Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer
Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem
auch zartere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden.
Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 500 Mk.
Ankunft durch die **Direktorin Dr. E. Eckelmann**,
z. Zt. Grossen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÖLLNER.

Der Tod des Herzens

von
Karl Halbendorf

Broschiert 35.— Mark

In Halbleinen geb. 45.— Mark

Ein lebensfroher Reitermann reißt durch schwere Erfahrungen und bitteres Leid zu einem einsamen, hinfurchgeleiteten
Manne. Deutschlands Schmach lässt ihn endlich in einem letzten erfolgreichen Luftkampf den Tod suchen.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

Serien-Bücher für den Sommer

In bester Ausstattung sind erschienen und für Geschenkwerte besonders zu empfehlen

Alfred Gramsch
Ganz Dein
Wege einer Liebe
Gedichte

Schön gbd. 36 Mf.
„Das Bekenntnis einer echten,
innigen, jugendlichen Liebe“
„Jugendlicher Orden“

Martha Grosse
Wir Frauen
Gedichte

Schön gbd. 36 Mf.
„Schöne, liebe Frauen u. Mutter-
lieder“
Frida Schanz im „Daheim“

Adolf Wurmbach
Saiten
Gesänge von Gott,
Liebe und Kunst

Schön gbd. 39 Mf.
„Ein Andachtstribut für feinsin-
gestimmte Seelen“ Dr. Hans
Kruze in der „Eigener Zeitung“

Von diesen Werken erschienen soeben einmalige Vorzugsausgaben / Je 50 bezifferte, mit
eigenhändigen Aufschriften der Dichter versehene Stücke auf holzfreiem Papier in Halbleder / Allerbeste Ausstattung

Preis je 240 Mf.

Alexander Arndt
Ti und Tea
Künstlerroman

Schön gbd. 48 Mf.

„Ein Buch, dessen klar und einfach aufgebautes Geschehen den Kampf des Künstlermenschen
zwischen seiner göttlichen Berufung und der Liebe zum Weibe in erschütternder Kraft schildert“
Der Bürger, Düsseldorf

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder vom

EDDA-VERLAG G.M.B.H. ZU CASSEL

Poßschkestraße Leipzig 83905

54

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 189, Heft 2

August 1922

Aus dem Inhalt:

Emil Daniels, Eine Geschichte der eng-
lischen Politik

Robert Winkler, Das religiöse Urphänomen

Else Wentscher, Zur Entwicklung des
politischen Freiheitsbegriffes im 19. Jahr-
hundert

Heinrich Peters, Homers Ilias

Hans Oppermann, Nachruf auf Hermann
Diels

Bernhard Schmeidler, Geographische Ge-
schichtsschreibung

Walter Ewald, Drei Fragen an Hamburg

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen
Einsendung des Portos von M. 3.—) zur Verfügung. Die Preussischen Jahrbücher
sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 65.—

Einzelheft Mark 25.—

BERLIN NW. 7,

Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,

Verlagsbuchhandlung.